Johann Kaspar Friedrich Manso

der schlesische Schulmann, Dichter und Historiker.

Teil II.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen philosophischen Fakultät der Kgl. Universität Breslau

vorgelegt und mit ihrer Genehmigung veröffentlicht

von

Konrad Lux.

Donnerstag, den 5. März 1908, mittags 11 Uhr
in der Aula Leopoldina:

Vortrag
Platens Literaturkomödien
und
Promotion.

ACAD LOND. BIBL.

1908
QUELLE & MEYER IN LEIPZIG.

Gedruckt mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät der Königlichen Universität Breslau.

Referent: Professor Dr. **Max Koch.**

Diese Dissertation ist nur ein Teil der eigentlichen Arbeit. Die vollständige Untersuchung wird als XIV. Band der von Max Koch und Gregor Sarrazin herausgegebenen „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte" bei Quelle & Meyer, Leipzig 1908, erscheinen unter dem Titel: Johann Kaspar Friedrich Manso, der Schlesische Schulmann, Dichter und Historiker.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 5
Einleitung: Mansos Leben 9

Manso als Philologe.

I. Übersetzungen antiker und italienischer Dichter 17
II. Mythologische und antiquarische Schriften 52
III. Pädagogische Schriften und praktische Wirksamkeit als Gelehrter 63

Mansos Bedeutung als Dichter.

I. Gedichte verschiedenen Inhalts 83
1. antikisierend 83—85, 2. anakreontisch 85—88, 3. elegisch 89—93.
II. Lehrdichtungen 93
1. leichteren, zum Teil satirischen 93—111, 2. ernsteren, philosophischen Inhalts 111—122. 3. Gelegenheitsgedichte.
III. Epigrammatische Gedichte 123
1. Epigramme nicht polemischen Charakters 123—127, 2. Der Xenienstreit 128—173:
a. Angriff durch Schiller und Goethe 128—149,
b. Abwehr Mansos 150—173.

Manso als Ästhetiker.

Kritische und literarhistorische Schriften 174

Manso als Historiker.

I. Geschichte Spartas und die Briefe über das alte Alexandrien 191
II. Leben Konstantins des Großen und kleinere historische Aufsätze 207
III. Geschichte des preußischen Staates 214
IV. Geschichte des ostgotischen Reiches und Studien über mittelalterliche Quellen 234

Lebenslauf.

Ich bin am 15. Januar 1879 zu Bärdorf im Kreise Münsterberg geboren als Sohn des daselbst verstorbenen Stellenbesitzers Paul Lux und seiner Ehefrau Anna geb. Wuttke, bin katholischen Bekenntnisses, und besuchte zunächst die Volksschule meines Heimatsortes, sodann die Präfektenschule zu Münsterberg. Von Ostern 1893 an war ich Schüler des Kgl. St. Matthiasgymnasiums zu Breslau, an dem ich Ostern 1902 die Reifeprüfung bestand. Seitdem studierte ich an der Kgl. Universität Breslau vorwiegend Deutsch und Geschichte. Am 14. Dezember habe ich das Examen rigorosum bestanden. Ich besuchte die Vorlesungen und Übungen folgender Herren Dozenten:

Caro †, Cichorius, Drescher, Ebbinghaus, Franz, Frech, Freudenthal †, Grünhagen, Hoffmann, Kampers, Kaufmann, Koch, Kühnemann, C. F. W. Müller †, Muther, Nickel, Norden, Partsch, Schulte, Semrau, Siebs, Skutsch, Stein, Stern, Storch, Vogt, Volz, v. Wenckstern, Ziekursch.

Allen diesen meinen verehrten Herren Lehrern sage ich für die mir in reichem Maße zuteil gewordene wissenschaftliche Förderung herzlichen Dank, besonders aber Herrn Professor Dr. Max Koch, der mich auf vorliegendes Thema hinwies. Nächst ihm bin ich besonders den Herren Dr. Hippe und Dr. Dedo von der Breslauer Stadtbibliothek, auf der die einschlägige Literatur größtenteils zu finden war, für ihre liebenswürdige Unterstützung zu Dank verpflichtet; ebenso Herrn Direktor Moller vom Maria-Magdalenengymnasium zu Breslau und Herrn Prof. Dr. Ludwig Geiger, Berlin, für ihre freundliche Auskunft.

Mansos Bedeutung als Dichter.

Gedichte verschiedenen Inhalts.

Die frühesten poetischen Erzeugnisse, bei denen der als Anakreontiker und Horazübersetzer bekannte Prediger Schmidt in Blasienzell den wohlwollenden Beurteiler machte, sind verloren gegangen oder vielleicht von Manso selbst vernichtet worden. Sie werden sich aber in Inhalt und Form hauptsächlich an die Gedichte der griechischen und römischen Lyriker angeschlossen haben, mit denen er sich nach seiner eignen Angabe gern beschäftigte; wenigstens zeigen die ersten uns erhaltenen Versuche noch ganz jene antikisierende Richtung. Darauf weisen schon äußerlich die Namen der besungenen, fingierten Geliebten wie Chloe, Lalage, Thamira, sowie das Versmaß hin. Wir finden bei der Mehrzahl der Gedichte dreimal die alkäische Strophe, in zwei Oden den dreimal wiederholten Asclepiadeus minor und Glyconeus und in der Ode an Lalage den Hexameter abwechselnd mit einem vierfüßigen katalektisch-daktylischen Verse. Die übrigen fünf Gedichte — im ganzen sind ihrer elf — bestehen aus gereimten Strophen mit beliebig langen entweder jambischen oder trochäischen Versen. Vier von ihnen haben Kreuzreime, nur das Lied „An die Unschuld" weist Paarreime auf. Obwohl es inhaltlich eigentlich eine kleine Ausnahme in dieser Gruppe von Jugendpoesien macht, trägt es doch ganz ihren Charakter an sich, wie die folgenden Strophen des verhältnismäßig noch besten Gedichtchens dem Leser zeigen werden.

„Unschuld, die mit Amorn mich so leicht versöhnet,
Die so gern die Wünsche keuscher Schönheit krönet,
Unschuld, meine Seele wird für dich Gesang
Und die Rede wandelt sich in Saitenklang.

Ohne dich ist Schönheit, ist des Lebens Freude
Leerer Tand. Sie reizen nur durch dich zum Neide,
Nur durch dich entzücken Becher, Tanz und Kuß;
Frohe Stunden werden erst durch dich Genuß.

Selig, wer dir dienet! Goldne Phantasien
Scherzen um sein Lager; rosenfarben glühen
Um ihn her die Hügel! Ruhe strahlt sein Blick;
Treue Liebe mehret seiner Tage Glück.

Dieselbe gekünstelte Manier findet sich auch in den übrigen „Liebeständeleien", wie man sie am ehesten mit gemeinsamem Namen bezeichnen könnte. In der „Warnung an Philaiden" gibt der Dichter einer jungen Schönen den Rat, sich nicht allzu schnell dem schlauen Liebesgott anzuvertrauen. Er zaubere zwar zuerst ein goldenes Feenland ins Herz, sei aber zu wandelbar in seinen Launen:

Vielleicht, daß Ariadnes Schmerzen
Noch eh' du's wähnst, dir, Unglücksel'ge, drohn!
Ihr weinten Klipp und Fels: von ihrem treuen Herzen
War Theseus, als sie schlief, geflohn.

Der „Sieg über Amor" ist ein Lobpreis auf die reizende Chloe, die allen Angriffen des verführerischen Sohnes der Kypris getrotzt hat, während der „Abschied von Thamira" die Klage eines Liebe begehrenden Jünglings über sein „grausames" Mädchen enthält, das ihm Gegenliebe versagt und sein Herz einem andern bewahrt. Er tröstet sich aber ebenfalls bald mit einer andern Geliebten und wendet Thamira stolz den Rücken.

Motive aus Horaz erkennen wir wieder, wenn der Dichter die junge Lalage an ihrem Geburtstage begrüßt und den Wunsch ausspricht, daß sie, die sich erst erschließende Knospe, rasch der Liebe entgegenblühen möge, oder wenn er in der Ode „An Chloe' die Geliebte ermahnt, doch ja nicht die schöne Jugendzeit für die Liebe unbenutzt vorüberstreichen zu lassen. An Properz I, 7 denkt man bei den Versen „An Doris", in welchen er sich mit allerlei quälenden Gedanken über die lange Abwesenheit seines geliebten Mädchens beschäftigt, in heißen Liebesworten ihr seine Sehnsucht ausdrückt und sie bittet, möglichst bald in seine Arme zurückzukehren, oder wenn er sich in dem Gedicht „Stunden der Liebe" die Seligkeit des entschwundenen Liebestraums vergegenwärtigt und die schöne Zeit zurückruft:

Komm bald, komm heute zurück; der leiseste Hauch
Von Linas Lippen, ein Kuß des Grazienmunds
Ist mehr als alle Seligkeiten
Womit die Zauberin Muse beglückt.

Der poetische Wert dieser an echter dichterischer Phantasie und originellen Gedanken armen Erzeugnisse jugendlicher Kunst ist nur ein ganz geringer. Sie erschienen 1785 im Anhange zum Ödipus, fanden aber kaum größere Beachtung.

Reifer nach Inhalt und Form sind jene Dichtungen, in denen wir Manso die Bahnen der deutschen und französischen Anakreontik wandeln sehen, für die ihm aber auch die griechische Anthologie Motive hergeben mußte. Als Entstehungszeit läßt sich im allgemeinen, da uns bestimmtere Angaben gänzlich fehlen, nur das Jahrzehnt von 1790—1800 etwa annehmen. Erschienen sind sie mit Ausnahme eines einzigen im ersten Teile der „Vermischten Schriften" von 1801.

Die Liebe ist auch hier das unerschöpfliche Thema, das in allen Variationen behandelt wird. Die Allgewalt dieser Göttergabe schildert uns nächst den Versen „An Arist" besonders das Gedicht „Amors Götterschaft" in dem es z. B. nach dem Vorgange des Franzosen de Bernis[1]) heißt:

„Ach wer dich kennt, kennt Sehnsucht und Verlangen.
Ein Wink, — und ihn ergreift der Liebe Brand;
Die Weisheit gibt sich willig dir gefangen
Das treuste Herz beschleichet Unbestand."

Wie schon in den Jugendgedichten, so wird natürlich auch in dieser leichten anakreontischen Liebeslyrik das geliebte Mädchen unter den verschiedensten, allerdings mehr modernen Namen gefeiert. Bald erscheint sie in Elise als die reizende Venus, von deren Munde der Dichter nicht oft genug das süße Wort „ich liebe dich" vernehmen kann, bald als die himmlische Amanda, der er zierliche Verse auf ein von ihr erhaltenes Blättchen schreibt, und das er zu ihr zu fliegen bittet:

Du aus dem feinsten Stoff gewebtes, zartes Blatt,
Klar wie der Geist, der meine Freundin schmücket,
Rein wie das Herz, das mich in ihr entzücket,
Und freundlich, wie der Blick, der mich bezaubert hat,
Du, das sie selber mir verehrte,
Sinnreiches, deutungsvolles Blatt,
Was Liebreiz mir gebot und mich Empfindung lehrte
Mein süßestes vertrau ich dir.

---

[1]) S. die Oeuvres mêlées de Mr. le Cardinal de Bernis en prose et en vers Amsterdam 1759.

Zieh hin, beglücktes Blatt, zieh hin, du kamst von ihr,
Und sage, wenn ihr Blick sich liebreich zu dir lenket,
Wie dieses Herz an sie nie ohne Sehnsucht denket,
Und ewig — aber nein, du sagst ihr nichts von mir."

Der Vergleich der Geliebten mit der Rose, der Königin im Reiche Florens, ist ebenfalls in der Anakreontik sehr beliebt. Mansos Gedicht, „Die Rose, ein Sinnbild für Amöne", ist dem Inhalte nach eine freie Wiedergabe der Ode anacréontique „la rose" des französischen Dichters und Abbés Bernard.[1]) Die Stimmung des Originals ist in den deutschen Versen ganz vortrefflich wiedergegeben und eine ähnliche, wie in dem gleichnamigen Gedichte von Uz. Ebenfalls eine Nachdichtung von Bernards épitre à Claudine ist das hübsche und ziemlich lange Gedicht „An Klärchen". Aber der Veränderungen und Umdichtungen sind so viele, daß man es fast mit einer selbständigen Dichtung Mansos zu tun hat, bei der nur noch das Motiv entlehnt zu sein scheint. In lebhaften Farben schildert uns der Verfasser die süßen Stunden der Liebe im Verkehr mit dem sich einfach und natürlich gebenden Landmädchen, das er im Gegensatz zur hochmütigen Kokette aus der Stadt stellt.

An Anakreons „Bild der Geliebten" erinnert unmittelbar die kleine Dichtung Mansos „An die Schöne, die ich wünsche" nach dem Französischen des Pezay. Schildert Anakreon dem Maler, wie er seine Geliebte malen solle, so werden uns hier zunächst die früheren Schönen vorgeführt, deren der Dichter überdrüssig geworden ist, und dann ein Bild der künftigen Geliebten entworfen, wie es seiner Phantasie vorschwebt. Schon im voraus aber gibt er dieser den Rat, ihm von ihren Reizen nicht zu viel zu gewähren, da erfahrungsgemäß die Liebe nach dem Genusse schwinde.

Dieses letztere Motiv bildet den Inhalt einer längeren Dichtung in zierlichen gereimten Jamben von „Amor und Psyche", die in Mathissons lyrischer Anthologie von 1807 erschien. Wir haben hier aber nicht jene sinnvolle Allegorie des Apulejus vor uns, sondern Manso hat der Erzählung dadurch einen Zug ins satirische verliehen, daß er Psyches Unglück, nämlich den Verlust ihres Liebhabers, aus der Unvorsichtigkeit hervorgehen läßt, mit der sie ihre Reize dem Auge des Neugierigen entschleiert und ihn so bald Gleichgültigkeit erfaßt.

Einen ähnlich anzüglichen Stoff behandelt die komische Romanze von „Tithon und Aurora" für die der Verfasser das Vorbild in Moncrifs Erzählung[2]) „Le rajeunissement ou les amours de Tithon et de l'Aurore" fand. Nach der antiken Sage ward Aurora von Liebe zu dem schönen Tithon ergriffen und sie bat Jupiter, ihm die Unsterblichkeit zu verleihen. Ihr Wunsch ward erfüllt, aber da sie vergessen hatte, zugleich um ewige Jugend zu bitten, so ging Tithon einem traurigen Greisenalter entgegen.

---

[1]) Vgl. die „Oeuvres complètes" de Mr. Pierre Jos. Bernard Paris et Londres 1777 und 1795.

[2]) S. Oeuvres de Moncrif, membre de l'Académie française et de celles des Sciences et Belles-Lettres de Nancy et de Berlin. Nouvelle édition Paris 1791.

Diese einfache Darstellung hat Moncrif durch einen feinen Zug ins Komische erweitert und Manso hat ihn übernommen. Er läßt Aurora zwar auch um ewige Jugend bitten, aber von Zeus die Gewährung ihres Wunsches an die Bedingung knüpfen:

„So oft ihm deine Huld das Süßeste gewährt,
Was in der Liebe Schoß der Liebende begehrt,
Rückt seine Lebenszeit — die Parze sprach das Wort, —
In einem Augenblick fünf Jahre weiter fort.

Diese kleine Änderung macht es möglich, die Erzählung in die Länge zu spinnen und das Liebespaar in allerlei delikaten Situationen zu zeigen. Die Bedingung schwebt wie ein Schreckensgespenst über ihm und trübt die süßesten Stunden. Längere Zeit gelingt es ihrer Willenskraft zwar, sich zu beherrschen; aber feurige Liebe bindet sich schließlich nicht an die kalte Vernunft. So altert Tithon von Stufe zu Stufe und schon ist er 80 Jahre alt. Aurora klagt, aber Tithon erwidert ihr scherzend:

„Beruhige dein Herz! Mein Frühling ist verschwunden.
Bedauern darf ich ihn, bereun kann ich ihn nicht.
Auroren opfert ich des Lebens frohe Stunden,
O Götter, hättet ihr noch einen Lenz für mich
Um an Auroren ihn noch einmal zu verlieren!"

Manso fand es für notwendig, dem Gedichte eine Einleitung vorauszuschicken, in der er, auf den Inhalt Bezug nehmend, nach Horazischer Weise die Jugend mit ihren Vergnügungen preist und zu rechtem Genuß derselben auffordert.

In diese Klasse erotischer Lyrik gehört auch eine umfangreiche Dichtung Mansos „Die Tauben der Venus" in drei Gesängen, welche 1796 im vierten Bande von Beckers „Erholungen", einer Sammelschrift, erschienen.

Der Inhalt ist kurz folgender: „Philint, ein sizilianischer Hirt, liebt das schönste Mädchen der Flur, Adelinde, kann aber keine Erhörung finden. Er wendet sich an Venus, welche ihm Hilfe verspricht und ein Taubenpaar sendet, durch dessen Anblick sich in dem Mädchen die Liebe entzündet, so daß sich Philint in kurzem auf dem Gipfel seines Glückes sieht. Allein seine Freude dauert nicht lange; Amor ist gegen diesen Bund und nimmt Rache, indem er den Tauber entführt und selbst dessen Gestalt annimmt. Inzwischen erregt er Philint im Schlafe einen trügerischen Traum, der sein Herz mit Eifersucht erfüllt. In Unmut begibt sich dieser mit Tagesanbruch zu seiner Geliebten und erzählt ihr die Ursache seines Kummers. Adelinde beteuert ihre Unschuld, doch der Tauber in ihrem Schoß verwandelt sich plötzlich zum Amor und Philint verläßt gekränkt die Geliebte. Er begibt sich zu seiner Schutzgöttin und klagt ihr sein Leid, und diese tröstet ihn und führt ihm schließlich den Tauber wieder zu. Um dieselbe Zeit aber bringt auch die seufzende Adelinde

die verlassene Taube der Venus zurück. Der Anblick des kosenden Taubenpaares läßt auch die beiden Liebenden den Schmerz der Trennung vergessen und die Freude zieht wieder ungestört in ihr Herz ein."

Die Anlage dieses poetischen Gemäldes ist zwar höchst einfach, aber man wird nicht sagen können, daß sie gerade sehr glücklich ist. Es wäre besser gewesen, Verwicklung und Lösung aus dem Charakter der beiden Liebenden herzuleiten, anstatt durch einen Streich Amors, der wie ein „deus ex machina" wirkt, den Knoten zu schürzen und die Entstehung und Rückkehr der Liebe durch den zufälligen Anblick eines Taubenpaares zu bewirken. Alles wäre dann weit natürlicher und innerlich zusammenhängender geworden. Einzelne Stellen sind sonst ganz vortrefflich gelungen und die glatten jambischen Verse zeigen Mansos Virtuosität in der Handhabung der Sprache.

In dem Schaffen des Anakreontikers Manso bedeutet diese Dichtung den Höhepunkt. Von den noch übrigen meist kleineren Gedichten sind nur noch zwei wegen ihrer literarischen Verwandtschaft des Erwähnens wert — „Die Flucht Amors" und „Aminth und Daphne". Das erstere, ein niedliches Madrigal nach einem Vorbilde des französischen Anakreontikers Senecé[1]) behandelt ein sehr bekanntes Motiv, das auch Uz in dem Gedicht „Der verlorene Amor" verwandt hat, das sich aber schon in der griechischen Anthologie bei Moschus findet: Venus trauert im Haine von Paphos um ihren verloren gegangenen Liebling und verspricht dem Wiederbringer desselben einen Kuß von ihren Rosenlippen. Der Dichter führt ihr den in seinem Herzen sich versteckt haltenden kleinen Schalk wieder zu, verzichtet aber aus Vorsicht auf den Kuß. Witziger ist der Schluß bei Uz, der den Liebesgott bei den Mädchen zu suchen vorschlägt. Das zweite Gedicht ist ein verliebter Streit zwischen einem Hirten und seinem Mädchen, wie er sich bei den griechischen Idyllendichtern vielfach findet.

Eine gänzlich andere Stimmung als in diesen leichten Scherzen liegt in einem Zyklus von Gedichten, welche mit dem gemeinsamen Namen „Erinnerungen der Liebe" überschrieben sind. Ihre elegische Natur kennzeichnet meist schon in formaler Hinsicht das Versmaß — das Disti-

[1]) S. Oeuvres complètes de Senecé, Paris 1805.

chon. Sehnsucht nach entschwundener Liebe und edle Entsagung sind die stets wiederkehrenden Grundakkorde. Wir wissen nicht, ob Manso je die Freuden und Leiden der Liebe gefühlt hat, -- er ist unvermählt geblieben, — aber diese Gruppe Poesien zeigt doch so viel wahres, natürliches Gefühl, daß man es fast annehmen möchte; auch scheint eine Stelle in der noch zu erwähnenden Elegie an die Heimat bestimmt auf eine Jugendliebe hinzuweisen. Mitunter weht uns aus diesen Distichen eine, man könnte sagen, fast Petrarkische Stimmung entgegen, was auch nicht zu verwundern ist, da der Dichter in den Jahren 1795—1800, in welcher Zeit auch diese Gedichte entstanden sind, sich sicher mit Petrarka beschäftigte.

Unter dem fingierten Namen „Adelaide" tritt uns in ihnen ein Mädchen entgegen, das durch ihre gewinnenden Eigenschaften die Herzen bezaubert und den Dichter fesselt. Zärtliche Situationen werden uns geschildert, die oft einen dramatischen Charakter annehmen, trübe und frohe Stunden, von denen erstere meist durch den Dämon Eifersucht hervorgerufen werden, ziehen an uns vorüber, kurz wir nehmen teil an dem wechselnden Schicksal zweier verliebten Seelen. Bald feiern wir mit ihnen und einem Kreise fröhlicher Freunde den Geburtstag der Geliebten, bald machen wir den mitfühlenden Zuschauer, wenn uns der Dichter den Besuch seines Lieblings im eignen, matt erleuchteten Zimmer des Abends schildert. Ein anderes Mal treten wir mit dem tief Betrübten an das Bett der Kranken und teilen seinen Schmerz, dann wieder jubeln wir mit ihm über ihre endliche Genesung. Doch leider! Der Liebestraum nahm ein jähes Ende. Das innigste Band, das beide aneinander geknüpft, zerriß durch die Untreue des Mädchens, und der Dichter, dessen anfängliche Wehmut schließlich in edle Entsagung übergeht, macht seinem gepreßten Herzen Luft in der Elegie „Was sie mir nahm und gab",[1]) in der er das Erlebte noch einmal an sich vorüberziehen läßt und dann am Schlusse ausruft:

„O tief hinab in Lethes Strom versenken
Möcht ich das Bild, das meinen Jammer nährt,
Und doch — und doch ist mir das Angedenken
An ihre Huld und meine Qual so wert;
Und doch gewann ich in der wunderbaren
Mir täglich süßern Dienstbarkeit,
So manches, was mein Herz sich zu bewahren,
Mein Geist sich zu erneuern freut.

[1]) So lautet die Überschrift in den „Vermischten Schriften" 1801. In Matthissons „Lyrischer Anthologie" 1807 erschien es unter der einfachen Bezeichnung „Elegie". In Beckers „Taschenbuch" für 1800 und in Pölitz's „Handbuch zur Lektüre deutscher Klassiker" 1825 Teil II, S. 122, führt es den Titel „Seligkeit der edleren Liebe".

Wer sonst als sie gab mir das stille Sehnen,
Das bald mit Lust und bald mit Schmerz erfüllt?
Wer lehrte mich, was aus der Duldung Tränen
Für himmlisches Entzücken niederquillt?
Was zog mich zu der Freude Melodien
Und band mich an der Schwermut Ach?
Was gaukelt noch in bunte Phantasien
Mir in vertraute Schatten nach?

Vergiß dein Wort und mich Adelaide,
Vergiß den Kuß, mein teures Unterpfand!
Ich werde nie dein zu gedenken müde,
Und ehre gern, was ich für dich empfand.
Das Saitenspiel, das mir im Busen tönet,
Ist deiner Liebe Wiederklang,
Was heute noch mich mit der Welt versöhnet,
Der Traum, der schmeichelnd mich umschlang.[1])

Dieser milde Schmerz, wie er in den wenigen Strophen ausgegossen ist, gibt sich am deutlichsten in der Elegie „An die Heimat" zu erkennen. Sie ist zum Unterschiede von dem vorigen Gedichte, für das Manso ein in der Lyrik ziemlich seltenes Versmaß — gereimte fünffüßige Jamben, abwechselnd mit zwei Vierfüßlern im 6. und 8. Verse jeder Strophe — verwandt hat, in kunstvoll gebauten Distichen abgefaßt. Da sie mit zum Schönsten gehört, was M. überhaupt gedichtet hat, so möge sie hier ihren Platz finden:

Heimat.

Ewig schwebet mein Geist um euch, ihr heimischen Berge!
Ewig sehnt sich das Herz, Vatergefilde nach euch!
Werf ich ins Freie hinaus den Blick, so ruht er im Westen;
Irr' ich im fröhlichen Lenz durch die verwandelte Flur,
O so lenkt sich der Schritt von selbst zu den Pfaden im Abend,
Wie er zum Hügel sich lenkt, der, was man liebet, umschließt,
Und das stille Gefühl der Wehmut dringt an die Seele,
Daß ihr die Jugend entfloh, wo sich die Sonne verbirgt. —
Ach, was fesselt mich dann, nach dieser Reihe von Jahren,
Immer mit solcher Gewalt an das entfernte Gefild?

---

[1]) Nicht uninteressant dürfte die Mitteilung sein, daß dieses sanftesten Wohllaut atmende Gedicht noch in den Dreißiger Jahren hier in Breslau fleißig zur Guitarre gesungen und unter dem Namen „Mansos Schwanenlied" in Abschriften von Hand zu Hand verbreitet wurde mit Varianten, die zum Teil von der Anpassung der ungleichen Verszeilen an die Melodie herrühren (Schl. Prov.-Bl., Neue Folge. 4 1865, S. 355).

Ist doch, seit ich's verließ, so vieles verjüngt und veraltet,
Und mir das Teuerste selbst, Vater und Freunde geraubt.
Muß ich doch tränend mir stets, so oft ich's grüße, bekennen,
Wiederum fragst du nach dem, fragst du nach jenem umsonst.
Ja so ist es; es sprechen mich itzt viel fremde Gestalten,
Fremde Namen mich an; aber das Bessere blüht
Darum unwandelbar fort, die Erinnerungen der Jugend,
Die du, freundliches Land, mir in den Busen gesenkt.
Deine Gebirge, so kühn aneinandergereiht und so endlos,
Rissen den Knaben zuerst über die Erde empor.
In der entwurzelten Kraft der Tann' und im Brausen des Waldstroms
Hat er zuerst der Natur furchtbare Größe bestaunt,
Und in der Wiese voll Tau und voll Schmuck der Schönheit die ersten
Zeugen erwachten Gefühls, freudige Tränen geweint.
O wie genoß ich so ganz mich selber, wenn ich vom stillen
Abend umfangen, im Schoß einer der duftigen Höhn,
Vor mir die sprühende Glut der Eisenhütten im Walde,
Und der Hämmer Getös dumpf in der Tiefe des Tals,
Unstät immer umher auf der Dichtung Fittigen schwärmte,
Und mich in Welten vergaß, die ich soeben erschuf!
Oder wenn ich, entzückt von der Vorzeit Lied, die geweihten
Namen und Gräziens Reiz, heimische Flur, dir verlieh,
Hier in der Spitze des Bergs die Gipfel des stolzen Lycäus,
Dort im geschlängelten Bach Mincius' Krümmungen sah,
Und im lebendigen Baum das Weben der jungen Dryade,
Und im plätschernden Quell Salmacis Rauschen vernahm?
Soll ich des höhern Glücks, des wärmern Lebens gedenken,
Das mir die Freundschaft in dir, das mir die Liebe beschied?
Geht, Neugierige, geht, fragt meine Reime! sie haben,
Schwach zwar, aber getreu, jene Gefühle bewahrt! —
Ach! was tauschen wir doch, wenn in der ruhigen Seele
Kein verwegener Wunsch, keine Begierde sich regt,
Sagt, was tauschen wir Städte mit Städten, Länder mit Ländern?
Bleibe jeglicher doch, wo es ihm wohl ist und leicht!
Wie das zarte Gewächs nicht in jeder Zone gedeihet,
Also kränkelt, verpflanzt, mehr noch der zärtere Mensch,
Oder vergißt, entartend, der eignen Natur und verleugnet,
Was er aus fremder Flur Liebes und Schönes empfing. —
Ich vergessen mich selbst und den Traum der glücklichen Jugend? —
Näher heran an mein Herz, näher, du holde Gestalt!
Zwar ein Wölkchen von Gram trübt immer dein freundliches Auge
Aber du wärest mir nicht ohne das Wölkchen so lieb.

Auf die letzten vier Verse und auf die Worte „Das mir die Liebe beschied", Vers 37, möchte ich die vorher getane Behauptung stützen, daß auch Manso einst das Glück wahrer

Liebe genossen. Für den echt poetischen Geist dieser Elegie aber zeugt die Tatsache, daß dieselbe in den meisten Gedichtsammlungen jener Zeit Aufnahme fand; noch 1839 finden wir sie in der deutschen Anthologie für Schulen, herausgegeben von Joh. Wilh. Oelsner, abgedruckt. Mansos Sehnsucht nach der Heimat war noch gegen Ende seines Lebens so rege, daß er am 14. September 1814 an F. v. Raumer schrieb: „Werde ich je das Land meiner Jugend, den Boden meiner frohesten Erinnerungen wieder betreten? Was ist nicht alles seit dreißig Jahren auf diesem kleinen Raum für mich verblüht und untergegangen!“ Merkwürdig bleibt es unter diesen Umständen, daß er, als 1807 seine Berufung als Hofrat und Oberbibliothekar nach Gotha erfolgte, dies Anerbieten ausschlug. Die schles. Prov.-Bl. bemerken hierzu: „Mehrere Ursachen, die nicht vor das Publikum gehören, haben ihn jedoch bewogen, diese in mehreren Hinsichten für ihn annehmliche Aufforderung abzulehnen und bei uns zu bleiben.“

Waren diese Ursachen vielleicht der inzwischen eingetretene Tod seiner Eltern? Aber es lebte ihm damals ja noch ein Bruder in Gotha. Oder war es etwa eben jene unglückliche Liebe, die ihm den Aufenthalt in der Vaterstadt verleidete? Gewiß trug auch neben der Freude an seinem Beruf als pädagogischer Leiter einer berühmten Anstalt das dazu bei, daß seine intimsten Jugendfreunde wie Stroth, Gotter und Schaz inzwischen verstorben waren. In den „Vermischten Schriften“ hat er den früh Verstorbenen — ersteren raffte geistige Überanstrengung dahin, letzterer fand als holländischer Offizier im Kampfe ein frühes Grab — ein poetisches Denkmal gesetzt „Dem Andenken der Freundschaft“ überschrieben. Stroth ist übrigens derselbe, an den die Ode „An Stroths Genius“ im Anhange zum Ödipus 1785 gerichtet ist, und worin er den Genius bittet, möglichst bald zu seinem kranken Freunde zurückzukehren. Unter den Freundschaftsgedichten befindet sich auch ein kleineres auf Garve[1]), Mansos intimsten Freund

[1]) Heinrich Fülleborn, Professor der Philosophie in Breslau, veröffentlichte nach Garves Tode einige Materialien zu dessen Lebensbeschreibung und Charakteristik seiner Schriften, doch sagt er bezüglich seiner Skizze: „Freilich, wenn ich daran denke, daß von seinen vertrauten Freunden ein Weiße und Spalding leben, und was diese über Garve schreiben könnten; oder wenn ich mich an den ebenfalls sehr vertrauten Umgangsfreund des Verewigten, den geschmack-

in Breslau, der ebenfalls inzwischen, 1798, aus dem Leben geschieden war. Alle die genannten in Distichen abgefaßten Gedichte durchzieht der Schmerz des Überlebenden über das Schicksal der Edlen, an deren kalter Urne Muse und Freundschaft sich still weinend die Hände reichen. Den Schluß der ganzen Gruppe bildet die Grabschrift „Thyrsis", die an poetischem Wert der Elegie „Heimat" nahe kommt. Sie erinnert im Inhalt sehr an die Grabschrift in dem „Dorfkirchhof" von Gray und diejenige, welche die Sammlung der Gedichte von Schaz beschließt — die schönste Blume, welche dieser geistreiche Dichter auf sein Grab gelegt hat. —

Neben diesen elegischen und anakreontischen Gedichten entstanden aber in dem letzten Jahrzehnt des ausgehenden Jahrhunderts noch eine Reihe größerer literarischer Erzeugnisse, welche wir unter dem Gesamtnamen der

Lehrdichtungen

zusammenfassen können. Schon bei Gelegenheit der Übersetzungen habe ich darauf hingewiesen, daß Manso gerade für dieses Gebiet der Poesie vermöge seiner Naturanlage stets die größte Teilnahme gezeigt hat. Und wenn wir auf den Wert und den Umfang seiner Schöpfungen dieser Art blicken, so dürfen wir wohl sagen, daß M. in ihnen seine bedeutendsten Leistungen aufzuweisen hat. Bei ihrer Besprechung wollen wir seine schon früher angezogene Epistel an Garve vor-

vollen Manso erinnere, so möchte ichs wohl aufgeben eine Zeile zu schreiben." Diesem Winke folgend, gab Manso wirklich in einem Programm von 1799 eine, in den vermischten Abhandlungen 1821 wieder abgedruckte Charakteristik Garves, in der er ihn als praktischen Philosophen schildert, der, angeregt durch die Engländer, namentlich Hume zwar kein vollständiges System ausgearbeitet und sich nie in abstrakte Spekulationen eingelassen, aber auf Grund einer lebendigen Welt- und Menschenkenntnis Beobachtungen zu machen, die gewonnenen Ideen weiter auszugestalten und nutzbringend zu verwerten gewußt habe. Sein Verdienst kennzeichnet er hauptsächlich als das eines Kommentators und Wegweisers auf den verschiedensten Gebieten der Moral, der Ästhetik und Politik und seine diesbezüglichen Arbeiten rühmt er wegen ihrer Klarheit und Prägnanz. Im Verein mit seinem Freunde, dem Oberbibliothekar Schneider, gab er später 1800—1803 noch Garves Schriften heraus. Es sind dies folgende: 1) Der 4. und 5. Bd. der „Versuche über einige Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben" 1800—1802. 2) „Vermischte Aufsätze, welche einzeln und in Zeitschriften erschienen sind" 1800. 3) „Sammlung einiger Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" 1802. 4) „Briefe v. Chr. Garve an Chr. Felix Weiße und einige andere Freunde" 1803.

ausnehmen, weil sie ihres polemischen Inhalts wegen aus dem Rahmen der übrigen herausfällt. Sie erschien 1796 zu Leipzig in einem geschmackvollen Quartbändchen[1]), das Titelblatt ausgestattet mit einer im echten Geist der griechischen Basreliefs gedachten und von Geyser meisterhaft ausgeführten Vignette: Minerva, sitzend, unterhält sich mit der Muse Klio, die eine Abbildung der Erdkugel im Arme trägt. Erato steht hinter ihr und horcht, die Laute ruhend in die Hüfte gestützt, auf das Gespräch. Zwischen beiden Musen steht Amor und schlägt die Flamme seiner Fackel in die Saiten, um anzudeuten, daß leidenschaftliche Empfindung dem philosophischen Geiste die nötige Wärme erteilen muß.

Der Untertitel der Epistel „Über die Verleumdung der Wissenschaften" sagt uns hinlänglich, gegen wen sich der Inhalt im Grunde richtet. Bekanntlich hatte Rousseau die von der Akademie zu Dijon im Jahre 1749 gestellte Preisfrage „Ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe" in seinem „Discours sur les sciences et les arts", 1750, mit entschiedenem „Nein" beantwortet. In seiner Beweisführung ging er von dem Satze aus „Der Mensch ist von Natur gut"; darum besitzt er nach seiner Meinung die Kraft, ohne Kenntnis von Wissenschaft und Kunst sich zu veredeln und zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen. Denn es hat Völker gegeben, welche, auch ohne von den Wissenschaften in unserem Sinne eine Ahnung zu haben, tatkräftig und gesittet waren. Im Gegenteil hat die Kenntnis der letzteren dem Menschen viel geschadet. Rousseau behauptet, kein Volk zu kennen, das im Besitze derselben zugleich auch moralisch gewesen sei. Den Beweis für seine Aufsehen erregenden Behauptungen führt er an der Hand der Geschichte.

Selbstverständlich erstanden Rousseau bald eine Reihe von Gegnern und zwar zunächst aus den Kreisen seiner eignen Landsleute. So veröffentlichte ein Herr Gautiers in dem von Grimm geleiteten „Mercure de France" vom Oktober 1751 eine Widerlegung, deren Ausführungen in den Worten gipfeln, daß, wenn man auch wirklich beweisen könnte, daß die Verderbnis

[1]) Wieder abgedruckt in den vermischten Schriften.

der Sitten zugleich mit den Wissenschaften hervorgekommen sei, es doch immer noch keine Folge sei, daß das Bestehen der Rechtschaffenheit im allgemeinen von ihrer Ausbreitung abhänge. Ähnlich sagt Lessing im Neuesten aus dem Reiche des Vergnügens und Witzes: „Verfall der Sitten und Staaten begleiten einander, ohne die Ursache und Wirkung voneinander zu sein." (S. Lessings sämtl. Schriften, herausgegeb. von Lachmann-Muncker V, 64 ff.) Eine zweite Gegenschrift von einem gewissen Bordes vertrat im Sinne der römischen Kirche die Anschauung: „Der Mensch ist von Natur böse; er war dem wilden Tiere gleich, bevor das Licht der Wissenschaften ihn veredelte." Das ist also das gerade Gegenteil von Rousseaus Sätzen. Im Anschluß an obigen Ausspruch sagt Bordes: „Unsere Sitten sind die bestmöglichen. Die etwa noch vorhandenen Laster haben ihren Ursprung in der menschlichen Schwachheit, die Wissenschaften haben keinen Anteil daran. Der Luxus ist nicht aus ihnen entstanden, seine Folgen können ihnen daher nicht zugeschrieben werden. Origineller war die Antwort, welche der gelehrte und nach seiner Absetzung in Paris lebende Polenkönig Stanislaus Lesczinsky Rousseau gab. Indem er auf dessen eigne Ausbildung hinwies, sagte er treffend: „Rousseau ist wie ein Kind, das seine Amme schlägt."

Neben diesen und einigen andern Entgegnungen von französischer Seite[1]), gegen die sich der Genfer Philosoph energisch zur Wehr setzte, wollen wir noch einige deutsche Schriften erwähnen; denn auch diesseits des Rheins erhoben sich Stimmen gegen den kühnen Franzosen. Am Geburtstage des Kurprinzen Friedrich Christian von Sachsen 1752 wurden an der Universität Leipzig von vier Mitgliedern der Gesellschaft der freien Künste Reden gehalten, welche sämtlich diese Streitfrage zum Gegenstand der Untersuchung machten und zumeist auf Grund geschichtlicher Tatsachen Rousseaus Behauptungen als unsinnig zurückwiesen.

Mit der Zeit aber schwand die Teilnahme für diese Dinge. Es erwachte erst wieder als mit dem Ausbruche der französischen Revolution die gleißenden Ideen von Freiheit und Gleich-

[1]) Der Leser findet diese Gegenschriften vereinigt in: Joh. Jakob Rousseaus philosophische Werke aus dem Französischen übersetzt von Real und Wesenberg 1779.

heit anfänglich so viele begeisterten und sie mit Leidenschaft sich in den Strudel der Bewegung stürzen ließen. Wie man nun sah, welche traurigen Folgen die Revolution zeitigte, da wandten sich die meisten mit Abscheu von den Bildern des Jammers und Schreckens hinweg. Und in Verkennung der geschichtlichen Entwicklung und der Verhältnisse Frankreichs schrieb man dies Unglück den Wirkungen falsch verstandener Lehren der Philosophie zu, verdammte die schädliche Aufklärung und beschuldigte einzelne Gelehrte geradezu, das französische Volk absichtlich durch ihre trügerischen Lehren verhetzt zu haben. Das Verhalten einzelner Gelehrten während der ganzen Bewegung war gerade nicht geeignet, derartige Anschuldigungen zu entkräften, abgesehen davon, daß Rousseaus eigne sozialpolitische Schriften in der Tat manchen Zündstoff in die Nation geworfen hatten. Indem man nun die Revolution als ein Denkmal des Rückschritts in dem Entwicklungsgange der Menschheit auffaßte, warf man von neuem die Frage auf, ob nicht die Wissenschaften wirklich mehr schadeten als nützten, und ob es nicht besser wäre, wenn sie nur auf wenige vorzügliche Köpfe und lautere Männer beschränkt blieben, ein Verlangen, dem schon Rousseau Ausdruck verliehen hatte. Diese Ansichten wurden in Deutschland bald mehr bald weniger laut, und Manso sucht in seiner Streitschrift gerade einerseits die Behauptung von der Schädlichkeit der Wissenschaften zu widerlegen und anderseits festzustellen, daß die Menschheit ständig auf dem Wege zu ihrer Veredelung fortschreite. Er knüpft an die eben erwähnten Meinungen an und bezeichnet gleich im Anfange die Versuche, die Bedeutung der Wissenschaften herabzuwürdigen oder ihre Ausbreitung gänzlich zu verhindern, wie ihn einst Cato zu Rom unternahm, für törichten Unverstand. „Denn der Trieb nach Weisheit, so führt er aus, ist dem Menschen angeboren und gehört zu seinem unzerstörbaren Wesen, das sich nicht gewaltsam unterdrücken läßt.“ Diese glückliche psychologische Beobachtung der menschlichen Natur fand den lebhaftesten Beifall der Kritik[1]) und trifft ohne Zweifel den Kern der Sache.

[1]) Man sehe z. B. die Gothaische gel. Zeitung, 1796 St. 26, S. 226ff. und die Neue Bibl. der schön. Wissensch., Bd. 57, St. 2, S. 302ff.

Manso hätte sogar noch weiter gehen und sagen können: „Ohne geistiges Leben würde ein Staat überhaupt aufhören zu existieren. Die Erhaltung und Förderung der Wissenschaften ist für ihn durchaus notwendig, will er nicht in Ohnmacht und in Nichts versinken.“ Indem er nun auf den Einfluß der Wissenschaften im allgemeinen zu sprechen kommt, giebt er zwar zu, daß mitunter das Streben nach Erkenntnis geeignet sei, Zwiespalt im Herzen zu erregen und auf falsche Bahnen zu führen, erklärt aber, daß das nicht an den Wissenschaften, sondern an uns liege, die wir nicht verstünden, die Blumen auf den Gefilden der Weisheit zu pflücken:

„. . . . . doch ist's nur Wesen
Von höherer Natur verliehn,
Den Duft der Blumen rein und lauter einzuziehn.
Wir andern, für das Los der Sterblichkeit erlesen,
Verfolgen ohne Rast die Pfade, wo sie blühn,
Zufrieden, wenn zuletzt für eifriges Bemühn
Die holden Schwestern (Kamönen) uns erlauben
Ein Blütchen oder zwei auf ihrer Flur zu rauben.“

Diese Verse erscheinen wie eine Reminiszenz aus Plato, wenn dieser in seinem Briefe an die Freunde und Angehörigen des Dion (Nr. 7)[1]) den Ausspruch tut:

„Übersinnliche Gegenstände kann man nicht anschaulich machen, sondern nur mit Worten, die mit den Dingen selbst nichts gemein haben, beschreiben. Der Leser oder Hörer muß sich aus den beschreibenden Worten selbst erst ein Bild von der Sache zusammensetzen, dies vermag ein gewöhnlicher Mensch nicht zu tun. Die Beschreibung wird ihm also zu nichts helfen. Er wird sich kein, oder nur ein falsches Bild von der Sache machen.“

Gegenüber diesem möglichen Schaden nun fragt Manso hinwieder: „Was hat die Beschäftigung mit den Wissenschaften dem Menschen überhaupt für Segen gebracht?“ Damit seine Antwort nicht der nötigen Anschauung entbehre, entrollt er im folgenden ein Bild von den Bestrebungen und Erfolgen der griechischen und römischen Weisen und schildert dann im Gegensatz dazu das gänzliche Versinken in die Nacht des Geistes im Mittelalter. Die römische Kirche bezeichnet er als eine die Kultur hemmende Macht, die auf alle Weise die Ausbreitung der Wissenschaften, insbesondere der Naturwissen-

[1]) S. die Übersetzung von G. Schlosser, Königsberg 1795.

schaften, zu hindern versucht habe, in der sichern Erkenntnis, daß mit der geistigen Aufklärung der Menschheit auch die Macht der Kirche dahin sei:

„Das Zeitalter der Renaissance und des Humanismus erst brachte der Welt die Erlösung von dem Glaubenswahne, sodaß sie fürderhin freier atmete. Luther trat auf und zeigte sich wirklich als der Schwan, den Huß auf dem Scheiterhaufen prophezeite.“[1]) Seit seinem Auftreten, sagt Manso, habe die Aufklärung ihren Siegeszug durch Europa gehalten; auf Italien sei Frankreich, England und schließlich auch Deutschland gefolgt:

„Schon ist der Weisheit Losung zweifeln,
Schon sinken Meinungen, bewundert einst, ins Grab,
Und kühler Spott und herber Tadel träufeln
Aus Baylens Kiel auf alten Wahn herab.“

Es folgt nun eine anziehende, inhaltreiche Schilderung von dem allmählichen Ausbreiten der Naturwissenschaften und zugleich ein rühmender Hinweis auf ihre für jeglichen Fortschritt so große Bedeutung.

In dieses Lob der Wissenschaften stimmte sein Freund Garve, der in fast täglichem Gedankenaustausch mit ihm lebte, ein, indem er fast gleichzeitig, 1796, ein „Lob der Wissenschaften“ erscheinen ließ. Der Titel zeigt uns schon die Tendenz der kleinen Schrift an: Die einzelnen Zweige der Wissenschaften, wie Dichtkunst, schöne Literatur, Geschichte, Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaften werden einzeln durchgegangen und dabei darauf hingewiesen, welche Vorteile und welches Vergnügen die Beschäftigung mit ihnen dem Menschen gewähren können, wenn er nach Erlernung der notwendigen Grundlagen recht in ihren Geist einzudringen und sie zum Nutzen der Mitmenschen zu gebrauchen verstehe. (S. Garves vermischte Aufsätze, 1. Teil, Breslau 1796, S. 275 ff.)

Im zweiten Teil seiner Epistel kommt Manso zu der Frage des Einflusses auf die Sitten. Er verweist auf die eben gegebene Darstellung der Geschichte der Wissenschaften und zieht aus ihr den Schluß: „Man kann nicht zugeben, daß die letzteren zur Verbesserung der Sitten nichts beigetragen haben sollen, denn sie haben doch den schädlichen Aberglauben gebrochen,

[1]) Die Frage nach der Echheit dieser Prophezeihung wird von Manso in einer Einladungsschrift zum Reformationsfest 1817 angeschnitten: „Disputatur, an vere de Martino Luthero vaticinatus sit Joannes Hussus“. M. kommt zu dem Ergebnis, daß sie unecht und eine spätere Erfindung sei. Vgl. die vermischten Abhandlungen 1821, S. 151 ff.

frommer Heuchelei die Maske vom Gesicht gerissen, und vor allem die Menschen edler von ihren Mitbrüdern denken gelehrt, so daß Erscheinungen wie Menschenhandel und Sklaverei ausgerottet sind. (?) Es ist zuletzt nicht gleichgültig, in welchem Jahrhundert man geboren ist, und wir sollten dankbar sein, in einer Zeit solchen Fortschritts zu leben. Niemand werde z. B. wünschen etwa zur Zeit Attilas oder der Kreuzzüge gelebt zu haben:

„Wie? wenn ein Zauber dich in jene Zeit versetzte
Wo, vor der Kirche Ruf, sein Knie der Kaiser bog,
Und weil's ein Mönch für Tugend schätzte
Europa wiederholt zum heil'gen Grabe zog."

Diese Ansicht über die Kreuzzüge wie über die Bedeutung des Mittelalters im allgemeinen, auf die wir schon bei Besprechung seiner Übersetzung des Tasso hingewiesen, hat für Manso nichts auffälliges. Ist sie doch dem ganzen Aufklärungszeitalter mehr oder weniger eigen. Selbst Schiller huldigt ihr in der Abhandlung „Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter", wenn er auch hinterher die wohltätigen Folgen dieser Züge zugeben muß. Wir freilich sehen heute im Mittelalter nicht mehr bloß jene Zeit finstern Wahns, und die Kreuzzüge betrachten wir vielmehr als einen Segen für den Fortschritt der Kultur, wie ihren Anreger als ein Werkzeug in der Hand einer höheren Macht. Im übrigen aber hat jene Anschauung der unbefangenen Geschichtsauffassung Mansos keinen Eintrag getan. Hatte Wieland bereits früher erklärt, die Menschheit beschreibe in ihrem Entwicklungsgange keinen Kreis, sondern eine Spirallinie, und Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" den Glauben an die fortschreitende Entwicklung der Menschheit, die nur von Zeit zu Zeit Hemmungen erfahre, mit Bestimmtheit ausgesprochen, so nimmt auch Manso am Schlusse seiner Epistel einen solchen Fortschritt an und ist mit Lessing (Erziehung des Menschengeschlechts) der Ansicht, daß die Menschheit erst in das Stadium des Mannesalters treten werde oder getreten sei.

Dieselben Gedanken, nur in etwas anderer Form, bilden den Inhalt eines Osterprogramms von 1793 (wieder abgedr. in den schles. Prov.-Bl. 1793, S. 298—346), das unmittelbar im

Hinblick auf die Vorgänge in Frankreich verfaßt ist und die Frage aufwirft: „Ist nur der einzelne Mensch oder das Menschengeschlecht im ganzen einer Veredelung fähig?“ Selbstverständlich läuft die Abhandlung in ihrem Endergebnis auf eine Verneinung des ersten und die bedingungslose Bejahung des zweiten Teiles dieser Frage hinaus. Das Wichtigste ist jedoch dabei Mansos Auffassung der Revolution. Er sieht sie an als einen vorübergehenden Zustand und als einen Vorgang, der notwendig eintreten mußte, sollte ferner für Frankreich ein Fortschritt möglich sein. Die Zeichen der Zeit im allgemeinen deuten ihm darauf hin, daß Europa sich noch in den Stürmen der brausenden Jugend, wie er sich ausdrückt, befinde.

Diese Überzeugung von der allmählichen Veredelung der Welt vertritt Manso bereits einige Jahre früher in der allegorischen Prosadichtung „Die Weltalter oder über die Ausbildung des Menschengeschlechts“, welche er in dem Sammelwerk „Erscheinungen und Träume von Mercier und einigen teutschen Gelehrten übersetzt und herausgegeben von G. Schaz“, Teil II, Leipzig 1791, S. 252 ff. veröffentlichte[1]). In der Form einer Erscheinung, welche seit Louis Merciers „an 2440 rêve, s'il en fut jamais“, Paris 1777, nicht mehr ungewöhnlich war für die Entwicklung philosophischer Wahrheiten, wird uns hier unter Benutzung der Antike ein liebliches Bild vor Augen gestellt, das jene Wahrheit lebendig zur Anschauung bringt:

Hesiod hat auf Erden nicht an das Gute und Edle in der Menschheit geglaubt. Er kann deshalb nach seinem Tode nicht zum Sitze der Musen, die in den immergrünen Hainen des Helikon seiner warten, aufsteigen, bevor nicht der letzte Zweifel an der Möglichkeit einer endlichen Veredelung der Sterblichen aus seinem Herzen gewichen ist. In Anbetracht seines gerechten Lebens auf Erden und seiner strengen Verehrung der Götter, übernimmt es Thalia, ihm den Schleier von seinen Augen zu entfernen, indem sie ihn nacheinander in vier großen Szenerien die Entwicklung der Erdenbewohner sehen läßt. Hesiod schaut die Menschen zuerst wie sie einzeln, dem Tiere gleich, auf der niedersten Kulturstufe leben, dann aber sich zu Gesellschaften zusammenschließen und mit der Seßhaftigkeit zum Ackerbau übergehen. Noch sind sie jedoch roh und ungebildet und die Leidenschaften herrschen in ihnen; aber allmählich bricht

[1]) S. auch die verm. Schriften.

sich die Kultur Bahn, es kommt eine lange Reihe von Geschlechtern, welche einen abwechselnden Kampf führen zwischen Wahrheit und Irrtum, Weisheit und Vorurteil, Vernunft und Torheit. Zwar droht die Stimme der Vernunft noch manchmal zu verhallen, aber die Wissenschaften brechen sich siegreich Bahn und es kommt das letzte Zeitalter, in dem der Adel des Verstandes ersetzt wird durch den Adel des Herzens. Hesiod ist überzeugt und freut sich, daß die goldne Zeit, die er längst vergangen glaubte, nun erst herannahe.

Diese Dichtung erinnert unmittelbar an das 1802 entstandene Gedicht Schillers „Die vier Weltalter", das allerdings inhaltsreicher und von tieferem philosophischem Geiste ist, sonst aber dasselbe Thema behandelt. Sie berührt sich jedoch inhaltlich auch mit einer zweiten Schöpfung des großen Dichters, dem Spaziergang 1795, in welchem uns die gesamte Kulturentwicklung in großen Zügen und plastischen Bildern vor Augen geführt wird.

Das gemeinsame Charakteristikum aller in diesem Zusammenhange genannten Poesien und Prosaschriften ist ein vertrauensvoller Optimismus gegenüber der menschlichen Natur. Dieser tritt z. B. auch in einer kleinen Geschichtsphilosophie eines gewissen Dr. Merkel hervor, die als Sendschreiben an den Geschichtsschreiber Heeren 1811 gerichtet ist. Sie trägt bezeichnenderweise am Anfang als Motto ein Wort aus Herders Ideen: „Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Art und Zeit," und führt den Titel: „Ist das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn?"

In einer spätern Dichtung von 1820 „Streben zum Bessern" überschrieben (Verm. Abhandlungen, Anhang S. 318) nimmt Manso selbst noch einmal auf den dem Menschen ins Herz gelegten Drang nach Veredelung Bezug, wenn er sagt:

„Vater der Welten, du kannst, was ewig im ewig bewegten
Herzen des Menschen sich regt, was ihm ein Höh'res verbürgt,
Und zu dem Geber, zu dir, ihn hinführt, nimmer verdammen.
Jegliche Gabe ist gut, welche du, Gütiger, gabst.
Aber die köstlichste blühet uns doch in dem zarten Vertrauen,
Das der Wünsche Gewalt mäßiget, leitet, begrenzt,
Und den stürmischen Geist bald durch die Sprüche der Weisen
Und die nimmer in ihm schweigende Stimme beschwört,
Bald, wie dem Schicksal nie des Menschen Adel erliege
In der entflohenen Zeit lehrendem Spiegel ihm zeigt.

Rascher haben, denn je, die Erscheinungen um uns gewechselt;
Und des Deutschen Gemüt ernster und ernster gestimmt.
Nicht der einzelne nur schaut helleren Blicks in die Ferne;
Ahnung des Besseren ist auch in den Völkern erwacht."

In diesem großen Zusammenhange gewinnt die Epistel an Garve eine höhere Bedeutung, als sie sonst zu haben scheint. In der Darstellung haftet ihr allerdings eine gewisse Trockenheit, die im Stoffe liegt, an. Manso hat sich zwar bemüht, durch Einschaltung von Episoden und Gleichnissen Leben in das Werk zu bringen, aber dieses Bestreben ist ihm nicht ganz gelungen. Dieser Umstand zwang ihn auch, ein freieres Versmaß zu wählen. Die Grundform bildet der Alexandriner; doch finden sich, zahlreich eingestreut, kürzere jambische Verse. Man wird beim Lesen derselben nicht selten an den Ton der Opitzischen Lehrgedichte erinnert.

Im Gegensatz zu diesen ins Gebiet der Wissenschaften und der Kulturgeschichte hinüberschweifenden literarischen Erzeugnissen steht eine Gruppe von Lehrdichtungen satirisch-scherzhaften Charakters, die einen ganz bestimmten fremden Einfluß auf den ersten Blick erkennen lassen, nämlich den Wielands. Wir wissen, daß Manso schon in der Jugend dessen Schriften gern las, auch mochte er etwas von dem Wesen desselben in seiner eignen Brust verspüren. Eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden zeigt sich bereits im äußeren Lebensgange. Wie Wieland in der Jugend sich einer religiös frömmelnden Richtung hingab und erst später die ihm eigentümliche Bahn betrat, so neigte auch Manso ursprünglich zur Theologie und ergriff erst nach einigem Schwanken das Studium des klassischen Altertums, in dem er seitdem lebte und webte. Die Werke der griechischen und römischen Satiriker und Elegiker, über die er geistvolle Aufsätze in Sulzers „Nachträge" schrieb, und unter diesen wieder die Schriften eines Lucian und Ovid regten wie Wieland so auch ihn lebhaft an. So kam es, daß er sich zu letzterem besonders hingezogen fühlte und in dessen Schöpfungen das bereits erreicht sah, was er selbst erstrebte. Freilich war Wieland in seiner Art unübertrefflich und an Tiefe der Phantasie Manso entschieden weit überlegen.

Den ersten sicheren Beweis für Mansos Wielandisierende Richtung gab uns eine Stelle in der mythologischen Schrift

„Über die Grazien", die deutlich sein Bestreben kundgab, den Prosastil des „Lieblings der Grazien", insbesondere die Fülle und Leichtigkeit des Ausdrucks und die Feinheit der Grazie nachzuahmen. Den zweiten Anhaltspunkt liefern uns seine Dichtungen, und zwar in erster Linie seine Epistel „An Amalie" und seine „Kunst zu lieben". Für letztere ist es, wenigstens was die ganze Manier und die Form betrifft, nicht schwer, das Vorbild im Oberon zu erkennen, denn das Versmaß, — Stanzen in freien Jamben und Reimverbindungen, der allegorische Gebrauch der griechischen Götter- und Heldensage, die geschmeidige, stets korrekte Sprache und endlich das Bestreben, durch Vermischung von ernster Belehrung und feiner Satire anziehend zu wirken, das alles weist unmittelbar auf dieses romantische Epos hin. Daneben mögen die komischen Erzählungen Wielands auf die Darstellung ebenfalls eingewirkt haben.

Anders steht es mit der Dichtung „An Amalie". Obwohl auch hier der scherzhafte Ton und der gewandte zierliche Ausdruck den Einfluß des schwäbischen Dichters in stilistischer Hinsicht zeigt, so bezieht sich letzterer doch eigentlich mehr auf die Ähnlichkeit des Stoffes mit einer andern Dichtung Wielands — der Musarion, in welcher Manso stets die schöne Verbindung von Weisheit und Anmut bewunderte. In dieser seiner besten Leistung stellt uns Wieland den Sieg dar, welchen weibliche Grazie über zwei weltfremde philosophische Systeme davonträgt und im Zusammenhange damit die Zurückführung des verkehrten Phanias zum heiteren Lebensgenuß, wie ihn sich jedes unbefangene zufriedene Gemüt leicht verschaffen kann. Ganz ähnlich nun schildert uns Manso in seiner Epistel Anmut und Grazie als die schönsten aller geselligen Tugenden und preist gleich im Beginn Amalie als die Verkörperung dieser Eigenschaften, als die Königin der Grazien, der die Herzen aller, die sich um sie versammeln, von selbst untertan werden, so daß die Huldgöttinnen unsichtbar um sie zu schweben scheinen. Die Veranlassung zu der Dichtung[1]) gab nach des Verfassers eigner Bemerkung eine Graziengruppe, die seiner

[1]) Sie erschien 1795 in der „Neuen deutschen Monatsschrift", April S. 316 wieder abgedruckt in den „Vermischten Schriften".

Freundin von ihrem geselligen Kreise verehrt und in ihrem Gartensaale, den sie mit dem wiederkehrenden Frühlinge bezogen hatte, aufgestellt wurde. Nach dem Lobpreis Amaliens beschreibt uns daher der Dichter die Bestimmungen des Ortes, der hier zu einem Tempel der Göttinnen geweiht wird, die Freuden der geistreichen Gesellschaft, des Konzerts und des Tanzes. Die Schilderung des letzteren schließt mit dem anmutigen Gemälde:

„Beleben wird der Fuß sich nach dem Takt der Saiten,
Ein Feuer leis und zart durch alle Nerven gleiten,
Verführerisch das Haar von Stirn und Nacken wehn
Und Amor unverhofft im Chor der Tänzer stehn.
Wenn dann, indes die Luft den leichten Schritt beflügelt,
Der Sittsamkeit Gewalt den Flug der Herzen zügelt,
Und der verwegne Blick, der auf Erobrung denkt,
Sich plötzlich, überrascht, zur Erde niedersenkt,
So wisse, daß die Hüterinnen
Der jugendlichen Scham, die treuen Charitinnen,
Unsichtbar hier geschäftig sind
Und seinen höchsten Reiz der Tanz durch sie gewinnt."

Nachdem so der Dichter im ersten Teile den Einfluß der Grazien im besonderen auf diesen geselligen Kreis geschildert hat, zeigt er im zweiten die Notwendigkeit dieser gesellschaftlichen Eigenschaften für alle. „Durch sie, heißt es", wird die Liebe verklärt, die Schönheit erhöht und die Freude im rechten Maß erhalten. Alle Lebensalter gewinnen durch sie und selbst des Lebens Winter gestalten sie zum Lenze. Auch die Kunst, und vor allem die Dichtkunst, soll diesen Göttinnen huldigen; denn alle ihre Jünger, ob groß, ob klein, werden nicht im Buch der Zeiten fortleben, und schrieben sie auch noch so dicke Folianten, wenn sie sich nicht ihrem Dienste weihn:

„Was nützen sie der Welt? In hundert langen Jahren
Stäubt man kaum einmal einen ab
Sie werden, kommt es hoch, gezeigt, doch nie gelesen,
Und füllen ihren Ort, um ruhig zu verwesen.
Erkennt in ihrem Los das eurige! . . . Doch nein!
Bedeutend winket mir die Grazie und wehret,
Voreilig, es zu prophezein.
Genug, die holde Göttin ehret
Im Reiche des Geschmacks, was schön ist und gefällt,
Und fördert jedes Werk, das lange Weile nähret,
Sei's so gelehrt es will, unmerklich aus der Welt,
Um alles, was ihr Hauch mit Lebensatem schwellt,
Um Verse, wie sie Gotter ründet,
Um Scherze, wie sie Thümmel findet,

Um Bücher in Sedez, die, von Antinomie,
Anschauung und Kathegorie[1])
Und Inhärenz entblößt, sich ihrer Nacktheit schämen
Und einsam stehen und sich grämen,
Vor der Gewalt des Tags in ihren Schutz zu nehmen."

Mit Witz und Laune wird hier den elenden Skribenten ihr Schicksal verkündet und das Spielen mit abstrakten Begriffen verspottet. Doch sind diese Verse noch insofern wichtig, als sie zugleich Mansos Geschmacksrichtung deutlich verraten. Der zierliche Anakreontiker und im Drama französierende Gotter und der durch seine elegant geschriebenen aber oft ans Schlüpfrige streifenden Romane einst zum Liebling des deutschen Lesepublikums gewordene Thümmel waren um 1790 noch die Meister, die er in der Poesie neben Wieland hauptsächlich verehrte. In den Briefen an Böttiger wird Thümmel, der wie Gotter von Gotha her sein Freund war, stets rühmend erwähnt und in einer besonderen Untersuchung seiner Schriften im 45. Bande der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" wird ihm uneingeschränktes Lob zuteil, „weil er sich von der Trockenheit der heutigen Philosophie (Kant) und ihren tiefgelehrten Abstraktionen fernzuhalten und Lebhaftigkeit mit Leichtigkeit der Schreibart zu verbinden gewußt habe". Vorzüglich werden die „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" gepriesen, „weil der Verfasser es verstanden habe, die Erwartungen zu spannen, die Vorfälle unserer Zeit klug zu benutzen, und weil trotz der hypochondrischen Laune des Reisenden eine vorzügliche Jovialität als Hauptfarbe seines Charakters hervorsteche". Hervorgehoben wird außerdem noch die geschickte Übereinstimmung alles scheinbar Zufälligen zu einem Ganzen, die große Menschenkenntnis und feine Charakterzeichnung und überhaupt die ganze moralische Seite dieses Buches. In der Vorrede zur „Kunst zu lieben" erscheint Thümmel neben Wieland noch einmal als Gesetzgeber des Geschmackes. Manso sagt hier, nachdem er auf die wichtigsten Merkmale dieses Werkes hingewiesen hat: „Genug, er (der Dichter) hofft, von der Linie des Feinen und Wohlanständigen,

[1]) Zu dieser Stelle macht Manso selbst folgende Anmerkung unter dem Text: „Es braucht wohl kaum einer Erinnerung, daß hier nicht von der neuen Philosophie (gemeint ist die Kantische) überhaupt, sondern bloß von dem Mißbrauche der ihr eigentümlichen Kunstausdrücke die Rede ist.

die Wieland und Thümmel unter uns so richtig bestimmt haben, in keinem seiner Gemälde abgewichen zu sein, und wenn ihn Vorwürfe treffen sollten, wenigstens keinen härteren verdient zu haben, als den, daß er es gewagt hat, lachend die Wahrheit zu sagen."

Damit ist Mansos Stellung als Dichter genugsam bezeichnet. Er gehört im wesentlichen der älteren Generation des 18. Jahrhunderts an; doch vollzog sich auch in dieser Hinsicht allmählich eine kleine Wandlung.

Mit der vorhin erwähnten 1794 bei Dyck in Leipzig erschienenen „Kunst zu lieben" haben wir Mansos umfangreichste Dichtung berührt. Über Wielands „Oberon" als Vorbild in der Form haben wir bereits gesprochen; wir kommen daher sogleich zur Erörterung der Darstellung. Das Horazische „ridendo dicere verum", wie aus obigen Worten der Vorrede hervorgeht, schwebte ihm bei dieser Schöpfung als Leitstern vor. Er hoffte, mit ihr seinen Ruhm recht eigentlich zu begründen und zugleich dem in Deutschland fühlbar gewordenen Mangel an bedeutenden Lehrgedichten abzuhelfen. Dies geht zum Teil aus der Vorrede hervor, zum Teil aus den Schlußversen, in denen er Venus, seiner Führerin durch das holde Reich der Liebe für ihre freundliche Begleitung dankt:

> Dir dank' ich's, wenn im Buch der Zeiten, durch mein Lied
> Verewigt neben Götz und Bernard und Ovid
> Mein Name künftig prangt, und Deutschlands holde Schönen
> mit ihrem Lobe mich und meine Laute krönen.

Was also Ovids „ars amandi" mit ihren eleganten Distichen für die Römer, was Bernards „art d'aimer" für die Franzosen war, das wollte er seinen Landsleuten in ihrer Sprache geben, dabei aber die Fehler, die nach seiner Meinung seinen beiden Vorgängern, namentlich Ovid, anhafteten, vermeiden. In den Nachträgen zum Sulzer III, St. 2 bespricht er bei Gelegenheit seiner Aufsätze über die römischen Elegiker auch die ars amandi Ovids eingehend. Er empfindet in ihr vor allem den Mangel „einer gebildeten und geübten Urteilskraft und eines durch Philosophie genährten und gepflegten Geschmackes", und tadelt die Ausartung des Witzes in schwelgende Üppigkeit und der Empfindung in Spitzfindigkeit und Wortspiele.

Ovid wird ihm zu geziert, wo er beredt, und platt, wo er leichtfertig sein wolle. Nicht zuletzt vermißt er den das Ganze durchziehenden und vereinigenden Faden und rügt er das fortwährende Prunken mit Gelehrsamkeit.

Sieht man sich nun daraufhin seine „Kunst zu lieben" näher an, so ergibt sich, daß die vielgerühmte Vollkommenheit, die er seiner Dichtung zu geben versuchte, nur in der etwas veränderten Gruppierung des Stoffes, in der weiteren Ausführung der Übergänge und in der Hinzufügung einer Reihe von Episoden aus der antiken und mittelalterlichen Sage und Geschichte wie z. B. des Mythus von Amor und Psyche, der spaßhaft geschilderten Verführung des hl. Maximinus durch Maria von Magdala und von der treuen Liebe des Ritters Bellegarde zu der reizenden Gabrielle auf der Flur von Ivry besteht. Es kommt noch hinzu, daß er die grobsinnlichen Stellen des Römers vielfach abzuschwächen versucht hat; doch ist trotzdem noch manches geblieben, was als gemein und niedrig nicht in eine Dichtung gehört, die bei aller Derbheit des Stoffes den Anforderungen der Ästhetik genügt haben will. Im übrigen ist alles wie bei Ovid geblieben. Die Tendenz ist dieselbe: das Gedicht soll nämlich für die Jugend ein Führer durch die vielfach verschlungenen Pfade der Liebe sein und zu sicherem und dauerhaften Liebesgenusse leiten. Als diesen Wegweiser empfiehlt sich der Verfasser auch in der Vorrede, wenn er sagt: „Das Werk, welches das Publikum hier erhält, ist der Versuch eines Dichters, der an mehreren angesehenen Orten Deutschlands, am längsten in Wien und Berlin gelebt und, mit dem göttlichen Homer zu reden, auf seinen Wanderungen viele Menschen und viele Sitten gesehen hat". Von Ovid übernahm Manso auch die Anlage und Einteilung des Stoffes. Die ersten zwei Bücher sind dem Unterrichte der Jünglinge gewidmet, und lehren, auf welche Weise und mit welchen Mitteln man die Schöne erobere und wie man die gemachte Eroberung am sichersten behaupten und sich so den ungestörten Liebesgenuß erhalten könne. Das dritte Buch wendet sich wie jenes der ars amandi an die Mädchen, damit sie dem männlichen Geschlecht gegenüber nicht zu kurz kommen und unterweist sie in den Mitteln, durch die sie ihre körperlichen Reize und geistigen Vorzüge erhöhen und möglichst zur Geltung bringen können.

Daran wird die Ermahnung geknüpft, den Liebhaber möglichst lange in Ungewißheit zu lassen und ihn erst nach langen und hartnäckigen Liebesproben dem erschnten Ziele zuzuführen.

Was hier in dieser kurzen Übersicht enthalten ist, denke man sich nun mit dem absichtlichen Streben nach Witz und Laune und mit der Miene des erfahrenen Mannes bis ins kleinste Detail ausgeführt, so hat man die ganze „Kunst zu lieben" vor sich. Man wird es aber unter diesen Umständen auch verstehn, wenn Manso von verschiedener Seite, so von Schiller in den Xenien und von Kahlert, dem jüngeren Zeitgenossen, in der Schrift: „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie" der Vorwurf der Pedanterie gemacht wird.

Es ist schwer, ein abschließendes Urteil über diese Dichtung zu fällen. Einzelne Stellen, zu denen eben jene eingeflochtenen Episoden gehören, verraten wirklich dichterisches Talent. Und vom Standpunkte des Kunstwerkes betrachtet, steht sie immerhin ziemlich hoch da. So urteilte schon Friedrich Jacobs, Mansos Kollege in Gotha, im „Philosophischen Anzeiger" für 1794, ebenso Garve, wenn er in einem Briefe an Weiße vom 23. August 1794 unter den Vorzügen des Dichters Einbildungskraft, vollkommene Kenntnis der Sprache und ein höchst glückliches Talent zu versifizieren nennt. Unter diesem Gesichtspunkte mochten auch die „Neue allgemeine deutsche Bibliothek", Bd. XVII, St. 2 und die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften", Bd. 53, St. 2, 296 ff. das Werk betrachten, indem sie Manso als würdigen Nachfolger Horazens und Popens priesen[1]). Um so mehr ist es daher zu bedauern, daß dieser gerade an einen solchen Stoff, dessen Behandlung stets eine heikle und schwierige Sache bleiben wird, so viel Zeit und Mühe verschwendete. Ovid hatte jedenfalls den Reiz der Neuheit für sich und dann mochte die verkommene und im Sinnentaumel versunkene römische Welt jener Zeit ein solches Werk ganz anders aufnehmen als wir. Graf Platen, der sonst die moralische Seite des Ovidischen Buches in seinem Tagebuche II, 81 scharf verurteilt, meint dennoch, daß die

[1]) Man sehe auch die günstigen Rezensionen in der Gothaer gel. Zeitung 1794, St. 58, S. 517 ff., der Leipziger gel. Zeitung v. demselben Jahre III, S. 475 ff., der Tübinger gel. Zeitung vom Jahre 1796, S. 391 ff. und in der Allgem. Lit.-Zeitung 1796, Nr. 157, S. 421 ff.

außerordentliche Verdorbenheit des Zeitalters vieles entschuldige. Der Dichter aber, der in unserer modernen Zeit dieses Thema noch einmal aufnahm, mußte es unter einem ganz andern Gesichtspunkt und in geistreicherer Darstellung behandeln, sonst konnte er bei vielen Lesern nur ein mitleidiges Lächeln erregen. Das hatte schon der Franzose Bernard erkannt und darum auch mehr eine Philosophie des Genusses zu geben versucht. Aber auch er wird oft platt und abgeschmackt. Bei Manso dagegen ist wie bei Ovid alles kluge Berechnung und Überlistung, der oft zu frivolen Mitteln zu greifen erlaubt wird. Etwas Derartiges aber wird uns stets kalt lassen; denn nur die Schilderung leidenschaftlicher, hinreissender und zugleich edler Liebe kann der Teilnahme unseres Herzens sicher sein. Friedrich Jacobs meinte, ein solcher Stoff sei überhaupt nicht ohne Frivolität zu behandeln und war schon aus diesem Grunde gegen die Wahl desselben. Garve aber faßte die Sache viel zu ernst auf, als er an seine Mutter schrieb, er wundere sich, wie ein Fleiß wie der Mansos neben solchen Ausschweifungen bestehen könne. Es waren ohne Frage Ausschweifungen, aber — so dürfen wir annehmen — nur seiner Einbildungskraft und Dichtung, nicht seines Lebens. Sie sollen damit nicht entschuldigt werden, denn auch der Dichter hat nach Schillers ernstem Worte in den „Künstlern" der Menschheit sittliche Würde zu wahren; sonst zieht er sie, statt sie zu heben, ins Gemeine hinab. „Aber, sagt Dr. Tröger: ‚Rektor Manso im Xenienkampfe' S. 15[1]) mit Recht, wie Ovid selbst sein Leben und Dichten scheidet: Vita verecunda est, Musa jocosa mihi, wie Wieland trotz seiner schlüpfrigen Dichtungen der würdige Prinzenerzieher und ehrbare Familienvater blieb, so dürfen wir auch bei Manso, der nur in diesem einen Werke der leichten Muse den Zügel schießen ließ und vorher wie nachher als Dichter, Übersetzer und Gelehrter seine Kraft den würdigsten Stoffen zuwandte, den Menschen und den Dichter scheiden."

Es bliebe uns nur noch übrig, das Urteil Schillers in den Xenien anzuführen. Wir müssen dies jedoch hinausschieben, weil es uns vor allem darauf ankommt, Mansos dichterische Leistungen im Zusammenhange zu behandeln und seine Anti-

[1]) In der Festschrift zur 250 jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena. Breslau 1893.

Xenien, deren Besprechung wir sogleich anschließen müßten, als Erzeugnis der Polemik nicht im eigentlichen Sinne für Poesie gelten können. Zum Schlusse wollen wir noch die mehr gefälligen als gründlichen Anmerkungen zur griechischen Götter- und Heldensage im Anhange erwähnen und auf die von Geysers Hand meisterhaft gestochenen Kupfer hinweisen, welche Darstellungen antiker Liebesgeschichten, so Herkules bei Omphale, Vulkan und die ihn betrügende Venus und die Göttin der Liebe, wie sie von den Grazien geschmückt wird, zeigen. Das Titelbild zeigt einen Amor, der mit brennender Fackel, Bogen und Köcher aus dämmernder Laube hervortritt; das Schlußbild stellt den Gott dar, wie er, von Gänsen und Tauben umgeben, auf eine dumme Gans (sonderbarerweise) zutappt.

Der schalkhafte Sohn der Venus spielt noch in zwei andern, allegorischen Gedichten Mansos eine Rolle. Das eine, „Amor, ein Lehrling der Musen", betitelt[1]), schildert den sanften Einfluß der Dichtkunst auf feurige Liebe unter dem Bilde Amors, der zur Milderung seines Ungestüms und seiner losen Streiche von Mutter Venus in die Behandlung der zarten Musen gegeben wird. Während hier diese Göttinnen die Erziehung Amors übernehmen, so müssen natürlich sie selbst auch umgekehrt dem Umgang Amors suchen, d. h. der beseelende Hauch der Liebe muß auf die Dichtung einströmen, wenn sie zum Herzen dringen soll; so heißt es nämlich in einem nach Bernard verfaßten Epigramm (a. a. O., S. 99):

„Verstand und Witz sind ohne Liebe,
Was ohne Reiz die Schönheit ist.
Was für ein Zauber soll uns binden,
Als Amors Kuß und Amors Scherz;
Verstand und Witz kann überwinden
Doch die Eroberung bewahren muß das Herz."

Die zweite ebenfalls in Beckers „Erholungen" und in den vermischten Schriften erschienene Allegorie mit der Überschrift „Die Elemente", nach einem Vorbild des Franzosen De la Vergne, stellt eine kleine Kosmogonie dar und veranschaulicht den Satz: „Alles in der Welt entsteht und pflanzt sich fort durch die Liebe."

[1]) Zuerst erschienen in Beckers „Erholungen" 1797, dann in den verm. Schriften.

Darauf weist schon die Einleitung hin, die eine Bitte an Amor enthält, in dem Dichter bei der Schilderung die Flamme der Begeisterung zu entfachen. Unter Benutzung der griechischen Mythologie werden dann die Wirkungen der Liebe im Weltall in allegorischen Bildern dargestellt, und es bietet sich dem Dichter Gelegenheit, sowohl gelehrte Kenntnisse zu entfalten, als auch seine Phantasie walten zu lassen. Diese Dichtung erinnert uns unmittelbar an das philosophische System des Griechen Empedocles. Allerdings nimmt letzterer zwei einander entgegengesetzte Kräfte, den Haß und die Liebe, an, welche die in der Weltkugel *σφαῖρος* ursprünglich vereinigten Elemente trennten und ordneten, während in Mansos Gedicht alles zu einer Verherrlichung der Liebe geworden ist.

Das System des griechischen Weisen scheint aber dasjenige gewesen zu sein, dem Manso unter allen antiken Theorien von der Entstehung der Welt das meiste Interesse entgegenbrachte; denn er hat seinen Schöpfer in den Mittelpunkt einer Dichtung gerückt, welche unter dem Titel „Der Traum des Empedocles“ in dem schon zitierten Sammelwerk „Träume und Erscheinungen von Mercier und einigen teutschen Gelehrten“, herausgegeben von Schaz, 1791 erschien. Mit ihr beginnt eine Reihe von Gedichten, welche, zum Teil in allegorischer Form, ernste philosophische Stoffe behandeln. Sie suchen das Rätsel des Lebens zu lösen, schildern die erhabene Bestimmung des Menschen und weisen mit begeisterter Sehnsucht auf die tröstende Hoffnung der Unsterblichkeit hin. Wenn auch philosophische Dichtungen nicht den höchsten Rang unter den Dichtungsarten einnehmen, so können doch Mansos Poesien dieser Art als vorzügliche Beispiele gelten, wie Gegenstände des Lebens, der Wissenschaft und Weisheit in der schönsten Form dargestellt und durch poetischen Ausdruck gehoben werden können.

Seiner ganzen Denkweise und hier und da verstreuten Bemerkungen zufolge war Manso Anhänger der Wolffischen Philosophie. Wie er aber alle Neuerscheinungen auf literarischem Gebiete zunächst sorgfältig prüfte und dann sein unbefangenes Urteil aussprach, so widmete er auch der neuen Philosophie Kants ein längeres, eingehendes Studium, zumal er ihre epochemachende Bedeutung bald erkannt hatte. Aber wie in allen Dingen sein nüchterner Blick stets auf das Praktische gerichtet war und sich allen unfruchtbaren Spekulationen gegenüber ablehnend verhielt, so ließ er sich auch hier

nicht durch glänzende, scheinbar tiefsinnige Begriffe blenden. Und als es daher in Deutschland bei einer gewissen Klasse von Gelehrten Mode geworden war, durch Übernahme und absichtlich häufigen Gebrauch Kantischer Begriffe sich das Ansehen tiefsinniger Philosophen zu geben, da spottete er über die „Nachbeter" des berühmten Königsberger Weisen und wandte sich in Wort und Schrift gegen das Spielen mit abgeblaßten Begriffen, wie wir dies in jener Stelle der Epistel „An Amalie" gesehen haben und bei Gelegenheit der Xenien noch deutlicher sehen werden. Wir sahen aber auch, daß er einen Unterschied zwischen Kant und diesen Männern zu machen wußte. Denn bei ihm erkannte er jene Fachausdrücke ohne weiteres als notwendige Form für seine erhabenen Gedanken an und verwahrte sich in der von uns mitgeteilten Anmerkung ausdrücklich gegen den Vorwurf, als seien seine Worte gegen Kant selbst gerichtet. Die Ideen dieses Mannes hatten ihn im Gegenteil tief begeistert und er versuchte sogar, ähnlich wie Schiller, dieselben in einzelnen Gedichten populär zu machen.

In der „Kritik der reinen Vernunft" lehrt Kant, „daß wir von den Dingen an sich nichts wissen können, daß wir die Außenwelt vielmehr so sehen, wie sie unserem eignen Erkenntnisvermögen, d. h. in ihren Wirkungen sich darstellt, daß also nicht die Gegenstände in uns ein Bild ihrer wechselnden Erscheinungsformen erzeugen, sondern wir sie gleichsam wie ein Bild durch den Spiegel unseres Geistes sehen". Diese Grundwahrheit ist es, welche Manso uns in dem „Traum des Empedokles" veranschaulicht, indem er sie dem Empedokles, als dieser müde von seiner Wanderung am Fuße des Ätna entschlummert ist, durch Pythagoras im Traum offenbaren läßt. Epicharm, der während des Schlafes seines Meisters geduldig bei ihm ausgeharrt hat, erfährt nach dessen Erwachen den Inhalt des Traumes. Er sieht, wie der Meister am Schlusse seiner Erzählung bewegten Herzens innehält, und fragt nach der Ursache dieser seelischen Erschütterung. Da gibt Empedokles seinem Schmerze Ausdruck darüber, daß es dem Menschen trotz hoher geistiger Fähigkeiten doch so ganz versagt sei, den Zusammenhang des Sinnlichen mit dem Übersinnlichen zu erkennen.

Auch dieser Gedanke ist Kants „Kritik" entnommen. Nach

dem Gesetze der Kausalität, lehrt dieser, können wir die notwendige Existenz immer nur für Erscheinungen nicht aber für übernatürliche Dinge erschließen. Die reine Vernunft kann demnach das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit usw. nicht erweisen, sondern nur die praktische Vernunft wird beides vom ethischen Standpunkte als gegebene Forderung annehmen. Es besteht also sozusagen ein Zwiespalt zwischen der reinen und der praktischen Vernunft, d. h. mit anderen Worten zwischen dem Denken und dem Gefühle, und dieser hat bei Manso in zwei Dichtungen seinen Niederschlag gefunden, in dem aus vier inhaltreichen Stanzen bestehenden Gedicht „Zukunft" und in der sinnigen aber kurzen Prosadichtung „Ein Blick in Elysium". Das erstere erschien zuerst in der Anthologie von Matthisson 1807, — wieder abgedruckt in den vermischten Abhandlungen, — und ward von H. L. Pölitz: „Das Gesamtgebiet der teutschen Sprache nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch dargestellt", Leipzig 1825, III, 233 als ein Muster didaktischer Form aufgestellt. Die Eingangsstrophe:

„Was harret unsrer, hinter jenen grauen
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?
Sind's Wüstenei'n ohn' Ende? sind es Auen,
Von Licht umstrahlt, mit ew'gem Reiz geschmückt?
Wir möchten gern ins Land der Zukunft schauen
Und fühlten uns durch nichts so hoch beglückt.
Der Geist versucht, aufstrebend, sein Gefieder;
Allein, ermattend, kehrt er immer wieder."

erinnert im 2. und 6. Verse unmittelbar an die erste Strophe von Schillers 1801 erschienenem Gedicht „Die Sehnsucht" (2. und 4. Vers), und schildert mit der zweiten die Anstrengungen, die der menschliche Geist macht, um jene übersinnlichen Geheimnisse zu erfassen, allein

Je kühner er sich in die Wolken schwinget,
Um zu erspähn, was drüben wogt und wallt,
Je mehr verwirren, wie im bunten Traume,
Ihn die Gestalten aus dem fernen Raume.
Er hört, erstaunt, vom Wesen sonder Schranken,
Das rastlos schafft und wirket und erneut;
Vom Samenkorn unsterblicher Gedanken,
Das, wuchernd, in der Erde Schoß gedeiht,

Von Zeugnissen, die wir der Vorwelt danken;
Vom Tugendsinn, der seines Lohns sich freut;
Doch alles wird der Zweifelsucht zum Raube;
Nichts bleibt ihm, als — der Einfalt frommer Glaube.

Dieser letzte Vers klingt an an die Schlußverse der 3. Strophe von Schillers Gedicht „Die Worte des Glaubens“:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

ebenso wie der 1. Vers der folgenden Strophe:

Ja glauben soll, nicht wissen, nicht ergründen,
Der Sterbliche solang er diesseits lebt.

an die Schlußverse aus dem Gedichte „Sehnsucht“ gemahnt:

„Du mußt glauben, du mußt wagen
Denn die Götter leihn kein Pfand.“

Was anfangs nur Gegenstand bloßer Hoffnung und tiefer Sehnsucht ist, das wird für uns bald Gegenstand tröstender Gewißheit, sofern wir der Stimme unseres eignen Innern folgen. Schiller wieder spricht dies aus in den Worten (Hoffnung, 1797):

„Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.“

Manso verherrlicht diesen Gedanken in seiner Prosadichtung „Ein Blick in Elysium“, verm. Schriften 1801, unter Zugrundelegung der antiken Sage von Orpheus und Eurydice:

Orpheus sitzt trauernd über den Verlust seiner Gattin am Hebrus und die untergehende Sonne erweckt in ihm lebhaft den Gedanken an Scheiden und Tod. Sein Blick wird feucht angesichts der Tatsache, daß die Götter über die einstige Bestimmung des Menschen den Schleier des Geheimnisses gebreitet haben. (Vgl. die Worte des Empedocles.) Kalliope hat Mitleid mit ihrem Sohne und sendet ihm am andern Morgen, als er im Halbschlummer auf seinem Lager liegt, einen beruhigenden Traum. Orpheus sieht die herrlichen Gefilde Elysiums im reinsten Glanze der ewig strahlenden Sonne ausgebreitet und verklärte Gestalten in lieblich wechselnden Gruppen auf blumiger Au dahinschweben. Wie er so voll Entzücken hinblickt, teilen sich plötzlich die Gruppen und eine Gestalt kommt langsam auf ihn zu — es ist Eurydice. Sie reicht ihm freundlich die Hand, er streckt die seinige aus, sie zu umarmen, da erwacht er und alles ist verschwunden. Aber der Traum hat das süße Bewußtsein einer höheren Bestimmung des Menschen in ihm zurückgelassen, eine heitere Ruhe des Gemüts hat ihn ergriffen und er ruft getröstet aus: „Es gibt ein Elysium,

einen Versammlungsort, wo Freunde und Liebende nach diesem Leben sich wiederfinden." Die Unvergänglichkeit dieses Glaubens wird am Schluß in den schönen Worten ausgesprochen: „Wandelbar, wie der Traum, aus dem er hervorging, hat er unter allen Völkern und zu allen Zeiten Gestalt und Namen gewechselt und wechselt sie noch; seine innigsten Verehrer sind die Leidenden und Gekränkten, und seine seligsten Wirkungen, zu beruhigen, zu erheitern und zu stärken."

Dieser Unsterblichkeitsglaube fand in der ausgehenden antiken Welt, wie wir schon früher erwähnten, seinen deutlichsten Ausdruck in dem uns von Apulejus (Werke, Bd. XI) mitgeteilten und von Eduard Norden neuerdings vorzüglich übersetzten Märchen von Amor und Psyche[1]). Daß darunter das Schicksal der menschlichen Seele zu verstehen ist, erkannte schon Manso (s. die Abhandlung über den Amor); nach ihm haben besonders Kreuzer, Symbolik III, 536 und Jacob Burckhardt in seiner Schrift „Die Zeit Konstantins des Großen" S. 219 ff. dies überzeugend nachgewiesen. „Obwohl göttlichen Ursprungs, sagt Kreuzer, ist die Seele doch abgefallen und unterliegt im Erdenleben dem Irrtum. Durch Prüfungen und Läuterungen muß sie wieder vorbereitet werden zur Fähigkeit eines seligen Lebens; der himmlische Eros, der sich ihrer annimmt und sie als seine Braut heimführt, ist eine Offenbarung der Gottheit, welche die verlorene Menschheit wieder an sich zieht und mit sich vereinigt."

Der Grundzug der Sage, die Sehnsucht der Seele nach dem besseren Jenseits, hat außer bei Schiller noch bei Salis-Seewis (Psyches Trauer) und Matthisson (Psyche und Elysium) Verwendung gefunden. Wieland beabsichtigte eine größere Dichtung zu schreiben; Bruchstücke einer solchen befinden sich im deutschen Merkur von 1774/76. Manso hat die schöne Allegorie seiner Dichtung „Die Insel der Seligen" zugrunde gelegt. Der Schlußgedanke hat allerdings eine Änderung erfahren. M. läßt Psyche nicht durch den himmlischen Eros erlösen, sondern sie selbst sich aus eigner Kraft zur Erkenntnis einer höheren Bestimmung durchringen. Eine kurze Inhalts-

[1]) S. Gustav Meyer „Amor u. Psyche" Essays und Studien, Berlin 1885. Richard Förster: „Psyche"; Schlesische Zeitung 1905, Nr. 10. Balthasar Stumfall: „Das Märchen von Amor und Psyche in der französischen, italienischen und spanischen Literatur", Leipzig 1907. Vgl. Kochs Studien zur vgl. Lit.-Gesch. VIII.

angabe des ziemlich umfangreichen Gedichts wird dies am besten zeigen:

Psyche, edel und rein, wird von irdischer Liebe ergriffen, aber von dem Gegenstande ihrer heißen Sehnsucht treulos verlassen. Schmerz und Leidenschaft drohen sie im ersten Augenblick zu überwältigen; doch allmählich weicht ihr wilder Schmerz einer edlen Entsagung und standhaft erträgt sie ihre Leiden. Die Liebe wird ihr zum Traum, und nur in der Erinnerung schwebt das Bild ihres Geliebten noch vor ihrer Seele, das die lebhafte Phantasie allmählich zum Ideal umschaft. Aus irdischer Liebe ist jene reine himmlische Liebe geworden, für die selbst die ganze Natur zum Bilde des Überirdischen wird. Mit der Erreichung jener geistigen Sphäre, in der es keine Leidenschaften, keine Anfechtungen des Diesseits, keinen Kampf mehr gibt, ist die Prüfung überstanden. Denn Psyche ist sich bewußt geworden ihrer höheren Bestimmung, sie hat die „Heimat der Seelen" erreicht, die der Dichter in den zwei Strophen besingt:

Inseln, die kein Sturm zerwühlet,
Und kein feuchter Nebel drückt,
Die der reinste Zephyr kühlet
Und ein ew'ger Frühling schmückt,
Schöner Garten, dem hienieden
Kein Gefild an Reichtum gleicht,
Dem die Flur der Hesperiden
Und der Hain Dionens weicht!

Land der Ruhe, Land der Liebe,
Heimat der Zufriedenheit,
Wo kein Blick von Tränen trübe,
Küsse stört und Scherz entweiht,
Wo mit jedem neuen Morgen
Neue Freude Raum gewinnt,
Wo die Herzen ohne Sorgen,
Heiter wie dein Himmel sind.

Der Ausdruck „Heimat der Zufriedenheit" sagt deutlich, was der Dichter unter der Insel der Seligen verstanden wissen will. Schon hier in diesem irdischen Dasein, will er sagen, ist es uns möglich jenes gelobte Land zu erreichen, wenn wir dem Sinnlichen entsagen und, den Geist auf erhabenere Ziele gerichtet, uns jene heitere Ruhe des Gemütes, jenen von Goethe in „Dichtung und Wahrheit" geschilderten Zustand der „schönen Seele" zu erringen suchen, der uns Zufriedenheit und alles Glück in unserer eignen Brust finden läßt. Darauf deutet auch die Schlußstrophe mit ihrer leisen Mahnung hin:

Seelen, die ihr im Gewühle
Dieser Welt euch selbst verliert,
Sucht den Pfad, der früh zum Ziele,
Zu der Sel'gen Eiland führt!

Glücklich, o, wem dort zu landen
Des Geschickes Huld verlieh!
Aber, ach, die meisten stranden
Auf der Fahrt und finden's nie.

Die Überschrift des Ganzen „Die Insel der Seligen" erinnert an die antike Sage, von der uns Ammian. Marcellinus XXII, 8 berichtet, und wonach die Insel Leuke im Schwarzen Meere als Aufenthaltsort des Schattens des Achilles galt. Die spätere Fassung gab dem Helden noch andere edle Geister zu Begleitern, die hier auf Erden schuldlos blieben und dort nun in stiller Abgeschiedenheit ein glückseliges Leben führen. Sie regte vor allem Böcklin an zu seinem herrlichen Gemälde die „Totenінsel".

Das Gedicht, welches in Reinhardts allegorischem Musenalmanach 1796 veröffentlicht ward[1]), fand, wie der ganze Almanach, in Wielands „Neuem teutschen Merkur", 1797, S. 83 einen strengen Kritiker. Dieser stellt es dem Gedichte Matthisons „Elysium" gegenüber, und während letzteres hoch gepriesen wird, bleibt an der Dichtung Mansos in der Kritik kein gutes Haar. Auch die vierfüßigen Trochäen der Stanzen finden keine Gnade. Dieses harte Urteil darf uns nicht Wunder nehmen. Der „Merkur" bringt nämlich im selben Stück auch eine Rezension der Xenien, die mit verschwindenden Ausnahmen recht lobend ausfällt[2]). Dem ganzen Charakter nach scheint dieselbe mit jener Kritik aus einer Feder geflossen zu sein. Der offenbar zur Partei der Xeniendichter gehörende Verfasser glaubte sich wahrscheinlich verpflichtet, Manso ebenfalls einen Hieb versetzen zu müssen[3]). Demgegenüber behaupten wir, daß sich dies Gedicht allen Erzeugnissen der Art getrost an die Seite stellen kann. Man könnte vielleicht wünschen, daß der Verfasser die Umwandlung in Psyches Gemüt etwas deutlicher herausgearbeitet hätte. Einzelne Anklänge an Dichtungen Schillers wird auch hier der Leser in den mitgeteilten Strophen von selbst herausfinden.

Was Manso in diesem und in den vorhergegangenen philosophischen Dichtungen an ernsten Ideen vorträgt, ist nicht bloß

[1]) Auch in den verm. Schriften.

[2]) Gegen dieses unbillige Verfahren Wielands wendet sich Chr. Fr. Traugott Voigts spottende Xenion, Berlocken Nr. 19, „Gegen sich selbst ist er streng nur gegen andre (Goethe-Schiller) voll Nachsicht! Was er sich selbst nicht erlaubt, findet an andern er schön."

[3]) S. Garves Briefe an Weiße II, 245ff.

augenblickliche dichterische Empfindung, sondern wurzelt in der innersten Überzeugung seines Herzens und stimmt auch mit seinen sonstigen Anschauungen überein. Wie er namentlich in religiöser Hinsicht dachte, das zeigt, wenn wir uns nur an seine Schriften halten wollen, eine Stelle in seiner Geschichte des ostgotischen Reiches in Italien, S. 293 f. Nach dieser war ihm, wie alles Gute, auch die christliche Religion die ernsteste und heiligste Angelegenheit seines Lebens, obwohl er sich von manchem, was einzelne Dogmen anbetraf, nicht überzeugen konnte. Gott und Unsterblichkeit waren ihm nicht leere Begriffe, sondern Gegenstand seines unerschütterlichsten Glaubens. Aber er vertrat wie Wieland im Agathodämon die Ansicht, daß das Christentum im Laufe der Jahrhunderte viel von seiner ursprünglichen Reinheit verloren habe, daß man sich dasselbe erst in seiner ursprünglichen Gestalt wieder im Geiste zurückrufen müsse, um das Herz an seinen Lehren zu erwärmen und zum Himmel zu bilden. Allen gelehrten theologischen Streitigkeiten war er herzlich abgeneigt in der richtigen Meinung, daß man über dem toten Buchstaben ganz den Charakter des Christentums als der Religion der Liebe vergessen habe.

Solche früh gewonnene Überzeugung mußte natürlich auch auf seine sittliche Anschauung über die Stellung, welche der Mensch in der Welt seinem Mitmenschen gegenüber einzunehmen habe, zurückwirken. Wie er in dieser Hinsicht dachte, zeigt uns ein in Distichen verfaßtes Gedicht „Bei dem Wechsel des Jahrhunderts“, welches bei Matthisson a. a. O. und in den verm. Abhandlungen erschien und neuerdings von Aug. Sauer in der Sammlung „Deutscher Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts“ in Nr. 91—104 der deutschen Literatur-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts neugedruckt worden ist. Der Dichter schaut zurück auf das Vergangene und ruft aus: „Das Dasein ist flüchtig, und unstät irren wir auf dem Meere des Lebens umher. Niemand kennt sein Los, und selbst die größte, aus der Erfahrung geschöpfte Weisheit vermag uns nicht immer vor schlimmen Zufällen zu bewahren.“ „Aber deshalb, fährt er fort, dürfen wir den Glauben an die Menschheit und die Hoffnung nicht verlieren. Wir müssen uns nur hüten,

letzterer allzu sehr die Zügel schießen zu lassen; denn die Welt ist trügerisch und darum ist Vorsicht geboten. Einen jeden von uns aber soll vor allem Pflichtgefühl und Tugend beseelen, Tugend — in der edelsten und reinsten Bedeutung des Wortes." Leider ist ihr schönes Bild in den Herzen der Menschen getrübt, und nur selten hat es einer in der ursprünglichen Gestalt bewahrt. Der Dichter denkt sich dies allmähliche Entschwinden dieses einst nach seiner Annahme lebhaften Gefühls für Tugend und Gerechtigkeit wieder unter einem Bilde und stellt es uns in der allegorischen Erzählung „Asträa, oder die Tugend unter den Menschen" (verm. Schriften) folgendermaßen dar:

Asträa, von Zeus nach der Erschaffung der Welt noch auf der Erde zurückgelassen, um den Menschen das Bild der Tugend tief ins Herz zu prägen, will nach der Erfüllung ihres Auftrages wieder zum Olymp zurückkehren. Um aber den über ihren Fortgang trauernden Menschen einen Trost zu hinterlassen, verheißt sie die Huld der Götter, die dem Tugendhaften mit Lohn vergelten, inneren Frieden, durch den sie beglücken, und schließlich als Höchstes die Wohnungen der Ruhe jenseits des Grabes.

Ihre Worte übten einen bleibenden Eindruck aus, doch faßten ihn sinnliche Dichter nachher in glänzende Bilder und nachsichtige Weltweise gründeten auf ihn das Gebäude einer Sittenlehre. Beide ordneten in ihrem Unverstand, in der Meinung, der Tugend den Kampf mit dem Laster zu erleichtern, dem reizenden Elysium einen furchtbaren Tartarus und der beglückenden Güte der Götter und dem Frieden der Seele einen strafenden Rhadamant und die Schlangenbisse der Reue zu. So ward durch menschliche Vorstellungen allmählich das göttliche Bild der Tugend gänzlich verunstaltet."

Wir haben in den beiden letzten Dichtungen gleichsam die moralische Ergänzung zu Mansos Weltanschauung vor uns. Wie Kant im kategorischen Imperativ, so verlangte auch er eifrige Pflichterfüllung. Aber er faßte die Forderung milder, indem er schon das „Streben zum Besseren", wie es in dem gleichnamigen Gedichte heißt (verm. Abhandlungen), als Pflichterfüllung ansah.

„Dieses Streben hat Gott dem Menschen ins Herz gepflanzt als sein ureigenstes Wesen. Mag dieser daher auf seinem Lebenspfade auch straucheln und irren, nimmer wird er, da er einem göttlichen Antriebe folgt, so tief sinken, daß der Menschheit Adel in ihm ganz erliegt." Man wird unwillkürlich an die Worte im Faust „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen" gemahnt, wenn man die auf S. 101 mitgeteilten Verse „Vater der Welten" usw. liest.

Die höchste Vollkommenheit wird nach Schillers Worten in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" der Erdenpilger erreicht haben, wenn Pflicht und Neigung bei seinem Handeln zusammenfallen. Er muß also den Streit zwischen beiden zu beseitigen suchen und sich — das ist die erste Bedingung hierfür — im Kampfe gegen die eigne niedere Sinnlichkeit überwinden oder „Selbständigkeit" erringen lernen, wie Manso es in dem gleichnamigen Gedichte bezeichnet[1]):

„Außer dir suchst du die Welt, und eine bessere blühet
Dir im Innersten auf. Baue die bessere an.
Wenige hören das Wort, und die es hören, sie wähnen,
Leichter mit andern den Kampf, als ihn mit sich zu bestehn."

Der Dichter selbst hatte sich jenen hohen Standpunkt bereits erkämpft, der ihn über das Gewühl der Welt mit ihren Anfechtungen und Leidenschaften erhob, und von ihm gilt mit Recht, was er am Schlusse dieses Gedichtes sagt:

„Dreimal und mehrmal beglückt der Sterbliche, der sich des Herzens
Goldnen Frieden bewahrt, einig mit sich und der Welt!
Er nur kennt den Genuß mit dem das Streben belohnet,
Ohne zu kennen den Schmerz, wenn man des Zieles verfehlt.
Furchtlos tritt er der Macht des hohen Schicksals entgegen;
Vor der fremden Gewalt schützt ihn des Genius Kraft.
Was die Charis ihm zollt, ihm die friedliche Hora gewähret,
Nimmt er als wertes Geschenk oder als wär' es geliehn.
Heiter lieget das Leben vor ihm; es strahlet die Seele
Jedes empfangene Bild, ohn' es zu trüben, zurück,
Und in dem Drange der Zeit, der oft auch edlere Geister
Ungeahnet umstrickt, ist er und fühlt er sich frei."

In den Briefen über die ästhetische Erziehung betrachtete Schiller als das beste Mittel zur Vervollkommnung des Menschen die dauernde Beschäftigung mit der Kunst, der Kant hinwiederum keinen Einfluß auf die sittliche Erziehung gestatten zu können glaubte. Manso seinerseits zweifelte, daß die Kunst imstande sei, jemals ein solches Ideal, wie es Schiller erträumte, herbeizuführen; aber er war doch der Ansicht, daß die Kunst ungemein viel zur Erreichung beitragen könne und spricht dies aus in dem schon genannten Aufsatz „Über schöne Sitten und gute Sitten" (Programm vom April 1809, und schles.

[1]) Bei Matthisson a. a. O. und in den verm. Abhandlungen.

Prov.-Bl. 1809, St. 4). Besonders die Jugend hielt er der Einwirkung durch die Kunst für zugänglich und er selbst nahm als Lehrer stets Gelegenheit, seine Schüler mit den Werken der antiken bildenden Kunst vertraut zu machen. Er bedauerte es aber, daß das Studium der Kunst fast lediglich auf die Schule beschränkt, daß sie nicht mehr wie in Griechenland Bestandteil des öffentlichten Lebens sei, weil so ihre unmittelbare Wirkung verloren gehe.

Die läuternde Kraft eines bestimmten Zweiges der Kunst hat Manso dann selbst anschaulich geschildert. In dem im reimlosen fünffüßigen Jambus verfaßten, allegorischen Lehrgedicht „Mitteilung des Gesanges an die Menschen" (verm. Schriften) läßt er nämlich Apollo zu der seinem Saitenspiel lauschenden Menge sagen:

„. . . . . Doch wißt, was von der Kunst
Mitteilbar ist, das ward euch schon verliehen.
Selbst eines Gottes Kraft vermag sie nicht
In euern Geist und euer Herz zu legen,
Und was ich euch gewähren kann, ist einzig
Der Schönheit Bild, das sich in meinem Liede,
Dem treuen Abdruck meines Geistes, spiegelt.
Beschauet dies! Wer es am reinsten faßt
Und in sich aufnimmt, wird der bessre Künstler,
Und drückt allein den Werken, die er bildet,
Das Meistersiegel der Vollendung auf."

Diese Forderung, das Urbild der Schönheit möglichst rein in sich aufzufassen, stellt auch Schiller an den ausübenden Künstler, wenn er sagt:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!

Es dürfte von Interesse sein, zu vernehmen, daß das zuletzt erwähnte Mansosche Gedicht durch ein Bild auf dem neuen Vorhange des 1798 umgebauten Breslauer Theaters veranlaßt wurde. Dieses Bild muß also Apollo dargestellt haben, wie er, der Sage nach, am Amphrysusstrome vor dem um ihn versammelten Hirtenvolke auf der Zither spielt.

Manso brachte auch der darstellenden Kunst im Reiche Melpomenes und Thaliens lebhafte Teilnahme entgegen und unterschätzte keineswegs ihren bildenden Einfluß. Ein geistvolles, echt künstlerisches Spiel konnte ihn gelegentlich sogar zu einem poetischen Ergusse begeistern, wie die beiden Ge-

dichte beweisen, deren eines die 1798 in Breslau mehrere Monate gastierende berühmte Schauspielerin Madame Fleck als Darstellerin der Luise in der „Tochter der Natur" feiert, während das andere die Kunst Ifflands, der im Jahre 1799 in Schlesiens Hauptstadt weilte, preist. Zur Eröffnung des neuen Theaters an der Schweidnitzerstraße, 9. September 1798 dichtete Manso auf Veranlassung der Direktion einen Festprolog, der vor der Aufführung von einer Schauspielerin gesprochen wurde. Er enthält zunächst die Begrüßung des Publikums und schildert dann nach Aufzählung der dramatischen Gattungen, denen der neue Musensitz geweiht sein soll, die Leiden und Freuden des Schauspielers. Zum Schluß wird das Gelübde abgelegt, daß man sich Mühe geben wolle, stets das Beste zu leisten.

Aber schon vorher, als das alte Theater unter Leitung der Madame Wäser noch stand, hatte Manso eine patriotische Feier im Musentempel durch seine Dichtung verherrlichen helfen. Am 10. März 1798, dem Geburtstage ihrer Majestät der unvergeßlichen Königin Luise, wurde ein von ihm verfaßtes und von Spindler in Musik gesetztes Lied von dem gesamten Schauspielerpersonal gesungen. Das Theater stellte zu diesem Behufe einen Hain vor, in dessen Hintergrunde ein altgriechischer Tempel, in der Mitte ein Altar mit der Büste der Monarchin und der transparenten Inschrift: „Luisen, der besten Königin"; auf beiden Seiten zwei Grazien eine um die Büste herumgewundene Rosengirlande haltend. (Abgedruckt in den schles. Prov.-Bl. 1798, I, 203.)

Das Gedicht[1]) ist nicht bloß als Beispiel von Mansos Patriotismus interessant, es zeigt uns auch seine Auffassung von den Aufgaben einer Fürstin. Er preist die Königin nicht als Herrscherin, sondern als fürsorgliche Landesmutter und vor allem als ein Muster deutscher Frauen.

Die vier letztgenannten Gedichte tragen zugleich den Charakter der Gelegenheitsdichtungen an der Stirn. Ihre Zahl wird noch vermehrt durch zwei patriotische Ergüsse, welche aus Anlaß der glücklichen Beendigung der Befreiungskriege entstanden. Auf den 31. März 1814, den Tag des Ein-

[1]) In Eduard Bellings Sammlung „Die Königin Luise in der Dichtung" ist Manso nicht erwähnt.

zugs der Verbündeten in Paris, dichtete Manso eine sechsunddreißig Strophen lange Ode, in der er die Ereignisse von 1806 bis 1814 noch einmal an seinem Geiste vorüberziehen läßt und die wackern Taten all der vielen Helden in begeisterten Worten preist. Er drückt schließlich die Hoffnung aus, daß der Friede jetzt endlich von fester Dauer sein werde und wünscht, daß die schädlichen Folgen des Krieges bald unter dem Schutze einer langen Ruhe und dem Fleiße des Volkes verschwinden und die deutschen Stämme sich einigen möchten. Napoleon, der geniale Feind, wird nicht geschmäht, vielmehr sein Heldentum anerkannt und die Ansicht ausgesprochen, daß er zugrunde gegangen sei, weil er es nicht verstanden habe, Gerechtigkeit und Mäßigung zu üben. Wir werden diese letztere Auffassung später noch in seiner preußischen Geschichte wiederfinden.

Eine zweite Ode feiert in ähnlicher Weise den glücklichen Abschluß des Pariser Friedens 1815. Beide Gedichte sind veröffentlicht im Anhange zu den verm. Abhandlungen. Das erstere ist jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach als Einzeldruck erschienen. Die Schlußstrophen werden von Ludwig Geiger bei Gelegenheit von Mansos Briefen auch in der Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens, Bd. 31, S. 54 f. mitgeteilt. Der poetische Gehalt dieser Oden ist nur gering; sie zeigen mehr den geschickten Nachahmer antiker Strophenformen. Der Gelehrte tritt durch eine Anzahl Anmerkungen hervor, die er zum Verständnis mancher Anspielungen den Versen beigibt.

Wir kommen nunmehr zu einer letzten Abteilung von Gedichten, die zum Teil noch mit den Gelegenheitsdichtungen verwandt ist, — der epigrammatischen. Was Manso auf diesem Gebiete zu Tage gefördert hat, findet sich mit geringen Ausnahmen in den vermischten Schriften vereinigt. Auch hier lassen sich verschiedene Gruppen zusammenfassen.

Epigrammatische Gedichte.

Noch ganz im Tone der Anakreontik gehalten sind eine Reihe längerer Epigramme, in denen, wie in „Der Knabe an seine Tante", „Amalie als Schäferin", „Bedenklichkeit", „Ungeahndeter Sieg" oder in der „Frage an Chloris"[1]) der Einfluß weiblichen Reizes in scherzhafter Weise geschildert wird; so

[1]) Erschien auch in Beckers „Taschenbuch" für 1800, S. 310.

z. B. in den folgenden Versen, welche geradezu an eine Situation in Boccaccios 47. Novelle erinnern:

„Bleib noch ein Weilchen bei mir! Uns droht ein schweres Gewitter
Dort vom schwarzen Gewölk, ach, und ich fürchte mich so.
Bleib noch ein Weilchen bei mir! ich bin nicht zur Hälfte so bänglich
Wenn die nahe Gefahr, tröstend, ein Freund mit mir teilt."
Also schmeicheltest du, ich aber eilte von dannen
Und du zürntest mir nach, wähnend, ich flöhe den Sturm.
Glückliche Seele, die nur des Himmels Stürme befürchtet,
Und von dem Sturme nichts weiß, der in dem Herzen beginnt.

Eigentliche Aufschriften nach Art von Goethes Reimsprüchen sind die beiden folgenden Gedichtchen „Auf Natalien, die im Wasser ertrank"[1]) und „An eine Linde". Ersteres endigt mit der Pointe:

„Wer kann den Widerspruch in euch, ihr Wellen heben?
Die eine Venus geht aus eurer Flut ins Leben,
Die andre steigt durch euch ins Grab."

Das ganze ist ein Madrigal nach einer Vorlage des Franzosen Chevreau, ebenso wie das zweite Epigramm eine Nachdichtung der „vers gravés sur un oranger" von Parny ist. Es bewahrt das Andenken an einstige, glückliche, vom Schicksal nunmehr entrissene Liebesstunden, welche der Dichter im Schatten des Baumes, welcher der Liebsten Namen trägt, genossen hat.

Hierher gehört eine Reihe von Epigrammen, welche unter der gemeinsamen Bezeichnung „Auf einer Reise durch Schlesien" zusammengefaßt sind. Sie bedürfen fast keines Kommentars und rühmen zumeist Schlesiens Fruchtbarkeit, seine Bewohner, den Strom und das Gebirge; so z. B.

Seine Bewohner.

Spottet nur über den Namen der Wiener Phäaken, ihr Märker,
Unsere Keller sind voll, unsere Mahle sind fett.

Der Strom.

Lebten wir heidnisch, wie einst, wir opferten jährlich der Oder.
Mitten im reichen Gefild darbten wir ohne den Strom.

Oder sie loben einzelne Städte, ihre Bewohner und ihre reizende Umgebung wie die folgenden:

Hirschberg.

Feen riefen's her: so schnell und so freundlich erhebt sich's.
Wo du das Städtchen erblickst, überall lacht es dich an.

[1]) Dieses Epigramm erschien mit dem bald zu nennenden „Naide" auch in Haug und Weißers „epigrammatischer Sammlung" Zürich 1809, Teil 7 u. 8.

Die Einwohner.

Seltsames Völkchen! Ihm winkt die Natur zu geselliger Freude,
Aber es freut sich und treibt jedes sein Wesen für sich.

Der Bober bei Hirschberg.

Daß die reizende Flur nicht des lieblichsten Reizes entbehre,
Schling ich, belebend, um sie meine kristallene Flut.

Schmiedeberg.

Nennst du dich Stadt oder Dorf? Die Betriebsamkeit hast du von jener,
Und von diesem den Schmuck ländlichen Reizes entlehnt.

Bezeichnend ist auch das Sinngedicht auf

„Die Kapelle auf der Schneekoppe".

Weg mit Kirch' und Altar! Spricht hier nicht die Gottheit im Freien
Hörbar zu dir, du vernimmst in der Kapelle sie nie.

Literarische Reminiszenzen enthalten drei andere Epigramme:

Bunzlau.

Vor Jahrhunderten sang ein Schwan[1]) in meinen Gewässern,
Horchend harr' ich seitdem, aber noch lausch ich umsonst.

Schlesiens ältere Dichter.

Was an Ehre mir zwei von den älteren Dichtern[2]) gewährten
Hat ein späteres Paar[3]) redlich mir wieder geraubt.

Seine Philosophen.

Wolfens rühmt ich mich einst, dann prangt ich mit Garven, nur eignet
Ihrer Bildung Verdienst, leider! die Fremde sich zu.[4])

Als sein politisches Bekenntnis in großen Umrissen könnte man den Inhalt nachstehender Distichen bezeichnen:

Große und Kleine.

Nie noch rühmt ich die Großen im Staat, nie werd' ich sie rühmen:
Denn sie beachten allein sich und der Kaste Gewinn.
Nimmer liebt ich das Volk, und nimmer werd' ich es lieben:
Denn es begehret den Zweck, aber die Mittel verschmäht's.

Der eine aus vielen.

Dir vertrau' ich mich an, du weiser und sittlicher Bürger,
Der, wie sein eigenes Ich, Menschen und Menschheit verehrt,
Nicht das Alte verfolgt, doch, erkennt er das Neue für besser,
Jenes entschlossen bekämpft, dieses bescheiden begehrt.
Edler, du hältst mit der Rechten den Stolz besternter Tyrannen,
Und mit der Linken den Trotz wütender Rotten zurück.

---

[1]) Martin Opitz.
[2]) Wohl Gryphius und Logau.
[3]) Lohenstein und Hoffmannswaldau.
[4]) Beide bildeten sich an den englischen Philosophen.

Wirkliche, wenn auch zahme Satire, haben wir, wenn er z. B. die seichte Vielschreiberei seiner Zeit geiselt in den Versen:

Literarische Geschäftigkeit.

Überall schaffet ihr Kiel und überall pranget ihr Name,
Blicket, wohin ihr wollt, immer begegnen sie euch.
Fragt ihr das Modejournal — sie befördern's. Den Genius — ihnen
Dankt er das Glück; das Archiv — o es besteht nur durch sie.
„Und die Bibliotheken und Zeitungen?" — hundertundfünfzig
Rezensionen im Jahr schießen sie sicherlich zu.
„Aber der Meßkatalog?" Wird bedacht. „Und am Ende des Jahres
Wirkten die Herren?" Nicht viel. „Spricht man von ihnen?" So, so.

Oder wenn er mit witzigen Worten die Verkehrtheit weiblicher Erziehung in den Versen „Frauenzimmer — Künste" oder die Eitelkeit und Putzsucht der Kokette verspottet, die sich trotz ihrer Jahre noch ein „air enfantin" zu geben versucht.

Eine letzte Gruppe von epigrammatischen Dichtungen findet sich in den schles. Prov.-Bl. von 1826 vereinigt. Es sind zumeist unbedeutende Poesien, die in der Zeit, als Krankheit den Dichter bereits ans Bett fesselte und das schwindende Augenlicht eine andere Tätigkeit versagte, entstanden sind. Mehrere von ihnen zeigen Anklänge an Epigramme zeitgenössischer Dichter, z. B. Goethe und J. Schmidt. Es verlohnt sich nicht, sie alle anzuführen; nur zwei Beispiele wollen wir, weil sie von tieferer Empfindung zeugen, herausgreifen. Das eine ist gerichtet an den Besänftiger der Schmerzen, den Schlaf, und lautet in lateinischen Distichen:

Ad Somnum.

Mortis, Somne, quidem metuendae frater haberis
At socium cupio te tamen esse tori.
Grata veni requies! Tu vivere das sine morte
Infandis curis, das sine morte mori.

Das andere, kurz vor seinem Tode entstandene, also sein Schwanenlied, besingt die Sängerin der Liebe, die Nachtigall, deren melodische Töne er jeden Abend von seinem Lager aus vernahm. Es ist in lateinischer und deutscher Fassung vorhanden; wir geben die letztere wieder:

„Welch ein schmelzendes Lied entsteigt den Tiefen der Haine?
Sind es Töne des Harms oder Gefühle der Lust?
Wahrlich, es singt Philomele der nie noch empfundenen Liebe
Sehnen und Ahnen — den Traum, welchen ihr Amor gesandt,
Und verrät, sich selbst nicht verstehend, in kindlicher Unschuld,
Welche geheime Gewalt tief ihr die Seele bewegt.
Sängerin, singe noch oft dein ungestilltes Verlangen!
Unter dem Mond ward nie wahrer und zarter geträumt."

Die hier gegebene Übersicht von Mansos Dichtungen ist unseres Wissens, wenn wir von den Xenien vorläufig absehen, vollständig, mit einer einzigen Ausnahme. Es fehlt nämlich das früheste bedeutendere Erzeugnis seines dichterischen Schaffens, die im Einzeldruck 1782 erschienene „Epistel an Hoch", die er bei seiner Abreise von Jena an diesen gelehrten Freund richtete. Sie war jedoch trotz der größten Bemühungen auf keiner deutschen Bibliothek zu entdecken.

Wir haben in unserer Darstellung gezeigt, daß Manso in den meisten Fällen von Vorbildern des In- und Auslandes abhängig war, und daß seine Dichtungen mehr aus einem glücklichen Talente der Nachempfindung als aus freiem Schaffen echter, dichterischer Phantasie hervorgingen. Nur dort, wo er Erlebtes schilderte, wie z. B. in einigen elegischen Gedichten, trat der wahre Dichter hervor. Diesen kamen die philosophischen Dichtungen an Selbständigkeit und poetischer Empfindung am nächsten. An allen in Betracht kommenden Schöpfungen aber war — und darauf haben wir wiederholt hingewiesen — eine gewandte Sprache und eine geschickte Versifikation wahrzunehmen. Der Jenaer Professor und ehemalige Lehrer Mansos, G. Schütz, urteilte gewiß richtig, wenn er in seinem Antwortschreiben an den Philologen Fr. Jakobs 1797 Manso nicht sowohl für einen Dichter, als einen witzigen (wir sagen geistreichen) Kopf erklärt. Was Lessing so bescheiden von seiner dichterischen Begabung bekennt, er fühle die lebendige Quelle, die frei schaffende Einbildungskraft, die allein den Dichter macht, nicht in sich, sondern verdanke seine Dichtungen der Kritik, d. h. der bewußten Anwendung der Kunstregeln und zugleich der Arbeit des denkenden, beobachtenden Verstandes, das gilt, wie wir sahen, auch in vieler Beziehung von Manso. Dieser mochte es schließlich wohl selbst fühlen; darum beschäftigte er sich in den letzten Jahrzehnten seines Lebens seltener mit der Dichtkunst und wählte sich dafür ein seiner Begabung entsprechenderes Feld gelehrter Tätigkeit, — die Geschichte.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.